

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Catalani die Zweite. Künstlernovelle von E. M. Vacano. — Wolgemeinte Warnung. Nach einem Gemälde von Ernst Hausmann. — Auf Helgoland. Studien von G. Hermstein. (Schluß.) — Bilder aus dem Centralpark in New-York. — Mutter und Kind. — Zur Reiseliteratur. — Praktische Mittheilungen für den Haushalt. Die Wäiche. — Wirthschaftsplaubereien (mit Abbildung). — Schwach. — Aufgabe Königszug. — Wüßlings-Aufgabe. — Auflösungen des Stern-arithmogriphs, der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32 und des Rebus Seite 240. — Correspondenz. — Zur Herbst-Zaison.

Catalani die Zweite.

Künstlernovelle von E. M. Vacano.

Es ist schon viele Jahre her, daß der, welcher das Folgende erzählt, in Venedig an einem schwülen Sommernachmittage eine neue Wohnung bezog. Eine kleine, hochgelegene Garçon-Wohnung in einem jener Miethshäuser hinter den Sottoporticos San Marco's, die meist nur auf ein paar Monate oder Wochen bezogen werden, in welchen sich selten mehr als zwei Parteien befinden und die oft ein Jahr lang ganz unbewohnt bleiben. Der Fachino und der Hausherr hatten sich wieder entfernt und mich mit meinen zwei Koffern allein gelassen. Ich hörte, wie ihre Schritte durch den Gang dröhnten und wie dann die Hausthüre geschlossen wurde. Ich hatte ganz vergessen, zu fragen, ob außer mir noch Jemand in dem Hause wohne, aber nach der Todtenstille, welche mich jetzt umgab, schien ich das einzige lebende Wesen in demselben. Ich trat auf den Balkon hinaus, um mich ein wenig umzusehen. Er führte auf einen jener Wasserhöfe, die ringsum von Hinterfronten der Nebenhäuser umgeben und auf beiden Seiten durch Brücken geschlossen sind, unter denen nur selten eine Gondel ein- oder ausfährt. Das Wasser eines solchen stagnirenden Hofes ist trüb, grünlich; Salatblätter und sonstige Abfälle schaukeln sich auf der Wasserfläche.

Es war ein stiller Abend und die Fenster ringsum waren geschlossen. Plötzlich ertönte der Schrei eines Gondoliers in der Nähe und eine Gondel schoß durch den Brückenhofen und legte an den Steinstufen an, welche direct zu der Thüre dieses Hauses führten. Eine schwarzgekleidete Dame stieg aus dem Gehäuse und verließ die Gondel, dessen Lenker mit einem abermaligen Getreisch wieder fortschoß.

An der Hausthüre drückte die augenscheinlich junge, schwarzverhüllte Dame an die Klingel und

wartete. Dabei wandte sie das Antlitz in die Höhe und ihr Blick traf den meinigen. Ihre Züge waren mir voll sichtbar in dem tiefglühenden, grellen Sonnensinken, wie hineingemalt in den schwarzen, reich ciselirten Rahmen ihrer Spitzenmantilla, welche sie grazios um das Haupt gefaltet hatte.

Es war ein junges, wunderschönes Gesicht, und ein mir so bekanntes Gesicht. Es hatte die edlen Züge einer Königin, die braunen Augen der Italienerin von Civita Vecchia, die leicht gebogene Nase, den vollen, sanftgezeichneten und doch so entschlossenen Mund.

Nur eine Sekunde sah ich dieses Antlitz, dann erlosch es, gleichsam wie ein Funke im Wasser. Die Hausthür wurde geöffnet und die junge Dame war im Hause verschwunden.

Ich war also nicht allein da.

Wer mochte das schöne Mädchen sein? Aber was fragte ich — ich kannte sie ja. Aber woher? Wo hatte ich dieses Gesicht schon gesehen? Dieselben Züge, dieselben Augen, denselben Ausdruck? Ich kannte das Gesicht nicht von gestern, nicht von heute, wie aus meiner Kindheit schaute es mich an, wie aus meinem lieben deutschen Vaterlande...

Am andern Tage, als der Hausherr kam, ein freundlicher, geschwätziger, geschäftiger Italiener, der nach Mandoletti roch, fragte ich nach den Leuten, die noch außer mir in dem einsamen Hause wohnen. „O, Sie meinen den Monsieur Duponchel, nicht wahr? Und die Signorina Valabregue, und die alte Dame, die Signora Boscodetti? Die Signorina Teresina Valabregue ist die Schülerin, wie man sagen möchte, die Ziehtochter des Monsieur Duponchel — ein Genie, ein Musikus — aber verrückt! Sie ist eine Waise, Signor, und Monsieur Duponchel hat sie auf dem Chore der Klosterkirche entdeckt, wo die Waisenkinder erzogen werden, und er macht jetzt aus ihr eine berühmte Künstlerin, denn eine Stimme hat Teresina, eine Stimme! wie eine Silberglocke; und ihre Fiorituren, ach, es sind förmliche Guirlanden von Tönen! Sie hat jetzt nur ein kleines Legat einer alten Tante zu verzehren, aber in ihrer Kehle liegen Goldfelder!.. Monsieur Duponchel wird aus ihr eine Diva machen, trotzdem er ein Narr ist. Er zeigte sich stets als Menschenfeind, ließ keine seiner Compositionen auführen und lebte wie ein Drache für sich. Was ihn so verbittert gemacht hat, werden Sie fragen? O, das gewöhnliche: er soll in seiner Jugend eine schöne Stimme gehabt haben und hat sie verloren. Dann hat er eine Oper componirt und sie ist ausgepiffen worden, und das machte ihn halbverrückt. Da fand er nun vor einigen Jahren die kleine Teresina und



Wolgemeinte Warnung. Nach einem Gemälde von Ernst Hausmann.

sie ist seitdem seine Schülerin und wird bald debütiren — in der Fenice, Signor. Leute, die's verstehen, sagen, sie werde wie ihre Großtante, die große Catalani! Denn sie müssen wissen, die schöne Teresina ist eigentlich eine Großnichte unserer berühmten, großen, einzigen, unsterblichen, unvergeßlichen Angelica Catalani, der Königin del canto, des Entzückens der ganzen Welt! Und Teresina wird auch unter dem Namen dieser Tante debütiren und heißt schon überall la Catalani... hat sie denn nicht ihre Stimme und ihre Schönheit!?

Nun war mir Alles klar. Dabeim in Loosdorf, in dem gartenumblihten Bräuhaus mit den niederen Zimmern hatte Cousine Mathilde einen Wandschirm aufgestellt, und inmitten dieses Schirmes prangte ein großes schönes Frauenporträt und darunter stand: Angelica Catalani. Wie oft war mir dieses Antlitz aus der Knabenzeit in meinen Träumen erschienen, ebenso wie das blitzschnelle Pferdchen Hansjürg mit den weißen Fesseln und der weißen Stirn, und die alte Miez mit den abgefrorenen Ohren.

Und dieses schöne Fräulein Teresina war das leibhaftige Ebenbild ihrer großen Verwandten.

Ich trat mit der Zeit in ein freundschaftliches Verhältnis zu meinen Nachbarn, und so wurde ich Zeuge davon, was sich in nächster Zeit mit Signora Teresina Catalani ereignete und wie sich ihr Schicksal formte. Es ist ein seltsames Schicksal gewesen und werth, das ich's hier wiedererzähle.

* * *

Das Zimmer, in welchem Monsieur Duponchel mit seiner Schülerin zu üben pflegte, war ein kleines Zimmer in einem echt italienischen, winsigen Hof hinaus, auf dessen Grund die glühendste Sonne nie hinabgelangte. Rundum ragten hohe Mauern, in der Höhe phantastische Rauchfänge und ganz droben war ein Stück blauen Himmels.

An den Wänden hingen einige welke Lorbeerkränze. Musikalien lagen aller Orten.

Monsieur Duponchel saß am Piano und accompagnirte Teresina eine Arie aus der Oper von Puccini. Der alte Musiker accompagnirte wundervoll, in der Art etwa, wie Liszt seine Leonorenmusik accompagniren soll: er sang, er sprach, er lebte mit.

Er mußte in seiner Jugend ein sehr schöner Mann gewesen sein. Alt war er auch jetzt noch nicht, aber es lag ein ärgeres Alter über ihm, als das der Zeit, es war ein Altgewordensein durch Leid und Haß. Seine hohe Stirn fing an, kahl zu werden, aber seine braunen, scharfen, edlen Züge hatten noch alle Energie der Jugend. Ein spitzer, schwarzer Bart gab ihm ein interessantes Aussehen. Diesem Antlitz konnte man leicht ansehen, wie es gewesen sein mußte, als er in seiner Jugend glücklich, begabt, gefeiert auf der Bühne gestanden hatte und sich die Unsterblichkeit erfinden wollte.

Teresina Catalani stand an's Piano gelehnt, das Notenblatt in der Hand und sang die Arie mit spielender Leichtigkeit. Ihre Geläufigkeit glich ganz der, welche man ihrer großen Namensträgerin zuschreibt, der silberne Ton der Stimme durchflutete den Raum in überreichen Wogen.

Als sie die Arie, mit den erorbitantesten Schwierigkeiten nur spielend, geendet hatte, lehnte sich ihr Lehrer in seinen Armjesseln zurück und sagte mit einem Blick voller Licht auf seine Schülerin: „Brava, brava, Teresina! Du wirst sie Alle verdunkeln, Du wirst die Königin sein! Du wirst die Reminiscenzen der guten Zeit wieder erwecken, wo man mit Ruhe die Sängern bewundern konnte, da man wußte, daß sie jeder Schwierigkeit der Arie entsprechen würden. Du hast die Stimme der großen Angelica und Du hast auch ihre souveräne Erscheinung und ihre Majestät. Du bist die Erwählte!... Oh, es ist mir wie ein Traum, wenn ich denke, Teresina, wie die Welt, d. h. die Welt der Kunst, die doch die eigentliche Welt ist, durch Deinen Gesang umgewandelt werden wird! Wie alle die Sonnen, die unechten, vor Dir erbleichen werden! Wie sie zurücksinken werden in ihr nichts und wie die Welt wieder so schön sein wird für mich, wenn mir Dein Name, der Name meiner Schülerin, von allen Seiten entgegenhallen wird, ausgesprochen von Kennern und Anbetern, Schwärmern, Dichtern und den Königen der Erde!“

Er erhob sich und trat zu dem schönen, ernstern Mädchen hin, das sich in die letzten Strahlen des Tageslichtes geflüchtet hatte in die Fensternische, als wolle sie aus dieser Atmosphäre der Kunst hinausflüchten in den Glanz der Natur, der nur hoch oben über den Dächern und Schornsteinen strahlte, wie unerreichbar.

Sie lächelte mit dem sanftesten Lächeln, das ihr eigen war und schaute ihn an. Es lag Energie, es lag Selbstständigkeit in diesem Gesichte, aber eine Selbstständigkeit, welche gleichsam in einem Schleier gehüllt war durch die Erziehung, durch die Pflichten ihres jungen, verlassenen Lebens.

Er ergriff ihre Hand und schaute sie mit seinen dunklen, französischen Augen an, bewundernd und beherrschend. „Nur Eins“, sagte er, „nur Eins fehlt Deinem herrlichen Gesange, Du Einzige, mein Kind, meine Freude.“

„Habe ich distonirt?“ fragte sie.

„Nein. Wie könntest Du das?“ sagte er, „indem er ihr über das dunkle Haar fuhr. „Es fehlt Dir nur das, was — nun, was die Malibran in so reichem Maße besaß, wie soll ich's nennen? Das Glückliche im Singen! — Teresina, liebst Du die Kunst?“

„Ja“, sagte sie leise, hastig.

„Erwartest Du aber auch Alles von ihr und nur von ihr, mein Kind?“ fragte er dringend. „Lebst Du nur in ihr, hoffst Du alle Freuden, alles Glück Deines Lebens nur in ihr?“

„Das — nein, Meister!“ sagte sie leise, offen, fast bittend.

„Zürne nicht! Aber um das zu können, müßte ich eine Erinnerung haben von den Freuden, die sie Andern gegeben. Und ich gedenke noch an die hohe alte Dame, meine Großtante, die ich als kleines Mädchen sah und aus deren Augen, nachdem ihr die ganze Welt Ruhm gespendet hatte, keine Freude und kein Frieden sprach.“

Er starrte sie erschreckt an. Sein ganzes Wesen schien sich zu verändern und er rief fast schrill: „Kind, mache mich nicht toll! Ich könnte den Gedanken, daß Du nicht werden solltest, was Du sein kannst, nicht ertragen — daß nicht erfüllt werden sollte, was ich hoffte, erweinte und erschmachtete in schlaflosen Nächten, in denen ich wieder sah eine Zukunft nach langer Verzweiflung, nach langem seelischen Verderben, das die Menschen Verrückten nannten! Du bist noch so jung, Teresina, Du weißt nicht, was es heißt, leben und doch todt sein und dann wieder erwachen zu einem neuen Frühling, noch einmal die Luft des Himmels einathmen, noch einmal aufleben und hoffen auf das Glück, das sich langsam auf uns herabsenkt mit seinen weißschimmernden Fittigen! Und wenn Du mir untreu würdest, Du Engel meines neuen Lebens! Mein Dasein würde über mir zusammenstürzen und mich unter seinen Trümmern begraben. Bedenke das! Bedenke das, Kind, ehe Du untreu wirst der Kunst, für die ich Dich erzogen, der Kunst, in die ich einst meine ganze Seele gelegt, die sie mir verpflücht hatten und die ich in Dir wieder auferstehen sehen will! Sieh, ich war jung, schön, geliebt, ich hatte eine Stimme voll Kraft und Herrlichkeit und stand auf der ersten Bühne der Welt, auf der Pariser, unjubelet und bewundert und gefeiert... Oh! es war ein berauschesendes Dasein! Ich sang, dachte und fühlte unsere großen Meister... Mozart, Meyerbeer, Rossini, Donizetti, Bellini, Auber!... Und mit jedem Tone erweckte ich tausend Herzen und ich sagte mir: „das wird immer so bleiben, das Leben wird mir ausblühen, so herrlich wie ein Sommertag. Die ersten Künstler der Zeit waren meine Umgebung und ihr Wirken strahlte in das meine und sie erkannten mich als ihren Gleichgebornen, Cornélie Falcon, die Damoreau-Cinti, Levasseur, die Stoltz! Dann ging ich in das Vaterland des Gesanges, nach Italien — ein Zufall raubte mir die Stimme! Ich war wie lebendig begraben. Oh, die entsetzliche Zeit! Zu leben und dennoch todt zu sein für das Große!... Da erwachte in mir eine rettende Macht: der Genius der Musik. Nachdem ich Sänger gewesen war, wurde ich Componist. Ich glaubte mich nun gerettet. Ich versenkte mich in die Geheimnisse der Harmonien, ich ergründete die Herzen Palästrina's, Orlando di Lasso's, ich studirte die gediegenen Schöpfungen eines Cimarosa, Paisiello und schrieb nach einigen Symphonien eine Oper, in welcher ich all mein Können, Wissen, Hoffen und Träumen in Tönen wiederlebte. Die „Medea“ wurde aufgeführt. Jeder, der die Partitur kannte, prophezeite ihr einen Success, oder sie sollte wenigstens die erste Stufe eines schönen reichen Lebens werden. Sie wurde aber niedergehohlet, niedergezischt, nicht weil sie schlecht war, sondern aus jenen tausend Zufälligkeiten, welche ein italienisches Carnevalspublikum oft ebenso boshaft macht, wie begeistert: schlechte Beleuchtung, eine Katze, welche über die Bühne läuft, eine dicke Primadonna — was weiß ich? Von jener Stunde an ergriff mich unrettbare Melancholie. Ich schuf noch, aber für mich allein. Ich ging nur unter die Menschen, um durch einige Lectionen in den Adelshäusern mein Leben zu fristen. Im Uebrigen lebte ich einsam, grübelnd, verbissen, welthassend, halb wahnsinnig. Ich hatte keine Freude und keine Freunde mehr. Da tratest Du in mein Dasein! Deine Stimme eröffnete mir eine neue Welt. Du warst freundlich, verlassen, wie ich. Wie eine Erleuchtung überhellte es mich. Ich wollte Dich zur Erbin meines Lebens machen oder ich wollte es in Dir schöner, herrlicher wiederaufleben sehen. Ich wollte Dich, die Erbin einer großen, berühmten Stimme, auch zu einer unsterblichen, echten Sängern machen! Und wenn Du dann berühmt warst, wenn Dein Wort, Deine Laune Gesetz sein konnte, dann solltest Du meine Oper singen! Meine Oper, die dann erst verstanden und gefeiert werden würde. Und jetzt habe ich's erreicht. Wir stehen an der Schwelle Deines Ruhmes, meines Glückes. Ich werde mich singen hören in Dir, ein Geisteskranker wird seine Auferstehung feiern durch Dich!... In wenigen Wochen schon ist Dein Auftreten in der Fenice gesichert, nachdem Du noch in Kirchen und in den Concerten der Akademie gesungen hast. Und jetzt...“ Er hatte wie im Fieber eilends gesprochen, seine Stimme brach und er

rief fast flehendlich: „Oh, Teresina, Teresina, mein Alles! und eben jetzt, da ich sah, wie Du ohne Entzücken, ohne Begeisterung von Deiner Kunst sprachst, da überkam mich wieder die Angst, eine entsetzliche Angst, welche mich so oft beschlichen hatte während Deiner Lehrzeit, daß Du nicht mit Deiner ganzen Seele dabei seiest, daß Dir der Funke der Begeisterung, jener heilige Wahnsinn, jener Zauber fehle, welches der wahre Künstler in seinen Anfängen haben muß? Bedenke, Teresina, mein Kind, wenn Du eines Tages Deiner Fahne untreu werden solltest, ich wäre ein verlornener Mann, mein zweites Leben würde zerstört, wie mein Erstes es gewesen —! Aber Eins tröstet mich, Du bist ja noch so jung. Oder...“ Damit fuhr er drohend auf: „Oder liebst Du? Teresina! — Sprich, sei ehrlich, sage mir das Entsetzliche, liebst Du?“

Teresina war leichenblaß geworden, so blaß, daß sie in der einfallenden Dämmerung einer Marmorbüste glich, wie sie vor sich hinstarrte. Sie antwortete nicht gleich. Dann sagte sie aber einfach: „Nein, Maestro — ich liebe nicht.“

Er athmete auf. „Ich fürchtete schon... Alle diese Leute, die sich in den Concerten, auf der Riva um Dich drängen, alle diese Fanten, die Dir aus den Musikgondeln zunicke und zuzufen und Dir Rosen zusenden...“

„Diese Leute, Maestro, sind mir nur Leute. Ich weiß aus den Worten der Lieder, welche ich singe, aus den Worten der Rollen, welche ich studirte, was Liebe ist, und ich weiß es aus den Thränen meiner armen Mutter; ich weiß es auch aus den Tönen — ich liebe nicht.“

Er nahm sie bei den Händen und zog sie an seine wildpochende Brust. Er weinte nicht. Es war nur, als ob er ruhen wolle, ruhen nach einer stürmischen Irrfahrt.

Und noch an demselben Abende, während Teresina am Piano phantasirte, sagte er zu der guten alten dicken Signora Boscodetti, der Gesellschafterin Teresina's: „Signora, wie steht es mit den Kostümen Teresina's?“

„Wir gehen morgen wieder zu Signor Zenari. Sind fast alle vollendet. Wir sehen reizend in denselben aus.“

Signora Boscodetti war eine echte dicke Römerin, die Wittve eines Offiziers und ein Beispiel echt italienischer Faulheit. Sie dachte nur an polle roste und pesce fritti und war im Uebrigen schlumpfig-elegant und verschlief die Zeit. Sie schlief, wenn sie Teresina auf die Gasse geleitete, sie schlief in der Gondel, sie schlief, wenn sie auf dem Balkon stand und sie schlief im Theater. Sie hatte es in der Kunst des Schlafens so weit gebracht, daß sie reden hörte und antwortete, ohne zu erwachen. Man hielt diese Ruhe für unmachahmlichen Anstand. Aber sie schlief nur. Monsieur Duponchel fügte hinzu:

„Geben Sie jetzt, wo Teresina in die Welt treten wird, mehr als je acht auf sie, Signora. Wenn Euch junge Herren in der Kirche das Gebetbuch aufheben oder Euch sonst eine Gefälligkeit leisten wollen, lehnen Sie es ab. Hören Sie?“

„Oh! Sehr gut!“ sagte die Signora und öffnete und schloß die Augen und lächelte würdevoll.

Und Monsieur Duponchel war zufrieden. Er wußte ja nicht, daß die Signora schlief.

Dann kehrte er in die Thüre des fast ganz dunkel gewordenen Zimmers zurück, in welchem Teresina saß und auf dem Piano phantasirte. Ihr Profil hob sich scharf ab von dem weißgrauen Fensterlichte. Der Musiker blieb auf der Schwelle stehen und seine wilden Augen waren mit einem sonderbaren Ausdruck auf dieses schöne, reine Profil gerichtet. Nicht mit der Bewunderung eines Vaters vielleicht, nicht mit dem Stolze eines Lehrers, sondern mit einem düsternen Ausdruck, einem dürftenden, fast krankhaften, schwachenden Blicke, wie ihn das verwundete und verfolgte Wild hat, wenn es durch das Dunkel des Waldes bricht, die Quelle, den Schutzort suchend.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Helgoland.

Studien von G. Hermstein.

(Schluß.)

Das Boot, welches vor dem Vogelfelsen eine Weile wie festgeankert still gelegen, begann leise zu schaukeln, die Schleier flatterten plötzlich heftig um die Hüte und Claus Neuckens überlegte eben, ob er den auffpringenden Südwind nicht zur Weiterfahrt für das Segel benutzen könne, als Erna bat, daß man umkehren möge. Trotz der täglichen Ueberfahrten zur Düne war das junge Mädchen auf dem Meere immer ängstlich, und ehe Frau Veier ihre Schwester der Gefahr der Seekrankheit aussetzte, verzichtete sie lieber auf ein Vergnügen, von welchem sie stets nur die angenehmen Seiten kennen gelernt hatte. Claus Neuckens wendete also das Boot, und während es mit jedem Ruderschlage der Landungsbrücke näher flog, entwarfen seine Insassen Pläne, wie man die letzten Tage in freundlicher Gemeinschaft verbringen wolle.

Frau Veier stimmte allen Vorschlägen zu, nur behielt sie

sich für jeden Nachmittag zwei Stunden zu Privatwecken vor, und so sehr auch die Anderen mit diesen „egoistischen Seefahrten,“ wie der Regierungsrath sich ausdrückte, unzufrieden waren, sie blieb lächelnd bei ihrem Vorsatze. Es wunderte sie nicht, daß ihre Begleiter so wenig den köstlichen Zauber begriffen, welchen diese einsamen Bootpartien für sie hatten, aber wie es ihr einerseits — sehr ungleich den sogenannten sentimentalen Naturen — niemals eingefallen wäre, darüber zu klagen, daß sie in ihren Passionen so gar nicht verstanden würde, so hätte sie andererseits diese ihre besonderen Neigungen nicht leicht Jemandem zu Liebe aufgegeben.

Pünktlich legte mithin Claus Neuckens in den nächsten Tagen mit seinem Boote an der Landungstreppe an und eben so pünktlich kehrte er zwei Stunden später wieder mit seinen Passagieren dahin zurück, denn daß Margret Nielsen die junge Frau begleitete, war selbstverständlich und für die Dame nicht der geringste Reiz an diesen stillen Fahrten.

Der Gedanke, die Kleine bald auf immer verlassen zu sollen, war ihr unerträglich. Sie sah in dem Kinde das unschuldige Opfer solcher Verhältnisse, wie sie in ihr eigenes Leben vergiftend und zerstörend eingegriffen hatten und hätte es am liebsten mit sich genommen, aus der Noth und dem Elend seiner Familie heraus in die freie reine Atmosphäre ihrer himmlischen Heimath. Wäre nur Antje Nielsen zurückgekehrt! Im Grunde zweifelte sie an seiner Zustimmung nicht einen Augenblick, doch konnte sie unmöglich das Kind ohne Wissen und Willen des Vaters entführen.

„Möchtest Du übermorgen mit mir reisen, Margret?“ fragte sie. „Ich wohne in einem großen Schlosse, und ritt zum



ist ein herrlicher Park und Wald, so daß Du stundenlang darin spazieren gehen kannst.“

Schloß, Park und Wald waren für die kleine Insulanerin unbekante Begriffe, die sie also nicht reizen konnten, aber mit der guten schönen

Dame immer zusammen zu sein, hätte ihr wol gefallen können. Dennoch heftete sie die Augen mit dem rührend melancholischen Ausdrucke, der ihnen für gewöhnlich eigen war, nachdenklich auf die Fragerin und antwortete: „Ich möchte wol mit, aber wenn der Vater wiederkommt . . .?“

„Nun, der würde gewiß nichts dagegen haben, daß Du bei mir bleibest.“

Margret seufzte, denn sie fühlte mit grausamer Deutlichkeit, wie sehr ihre Beschützerin Recht hatte, dennoch sagte sie in der räthselhaften Liebe, die sie für den strengen, verbitterten Mann empfand: „Ich gehöre aber doch zum Vater.“

Gerührt streichelte und küßte die junge Frau das arme, reizende kleine Geschöpf, auch Claus Neuckens rief vom Steuer seiner Nichte ein paar freundliche Worte zu, und nur der, für welchen ihr unschuldiges Herzchen in so zärtlicher Hingebung schlug, sollte ihr immer kalt und finster gegenüberstehen? „Der wird mir gewiß noch gut werden,“ dachte sie und sah, in dieser Hoffnung verklärt, strahlend zu Frau Beier auf, „wenn er nur bald wiederkäme!“

Eben schwebte unfern von ihnen eine Yacht mit aufgehängter blaurother Flagge und stolz geschwellten Segeln dem Hafen zu.

„Aus London!“ sagte der Schiffer erklärend. „Der Gouverneur erwartete sie schon gestern,“ und als sein Blick dabei dem der Dame begegnete, dachten Beide an Antje Nielsen und daß, selbst wenn er anstatt nach Hamburg, nach London gereist wäre, er mit diesem Schiffe zurückkehren könnte. —

Wie jeden Mittwoch, so sollte auch heute eine Réunion der Kurgäste im Conversationshause stattfinden und schon auf der Partie nach dem Vogel-felsen war verabredet worden, diesen Abend im Ballsaale zuzubringen. Als jedoch die Schwestern mit den Bouquets, welchen der Scharfsinn ihrer Verehrer ihnen auf der Insel ermöglicht, nach dem Thee aus ihrem Hause traten, blickten sie verwundert zum Strande hinab, wo jede auf den Sand rollende Welle wie eine elektrische Feuerleitung einen weißen glänzenden Streifen hervorrief, der sich blitzschnell das Ufer entlang fortsetzte, um plötzlich zu verschwinden und an einer anderen Stelle wieder aufzutreten. Noch wußten sie nicht, was diese sonderbare Erscheinung zu bedeuten habe, als auch mitten auf der See diese zuckenden flammenden Striche erschienen und:

„Meeresleuchten!“ riefen beide Schwestern wie aus einem Munde.

Es war längst ihr Wunsch gewesen, dieses schönste aller Seewunder kennen zu lernen, doch so häufig es auch sonst um Helgoland herum sich zeigt, gerade in der Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel hatte es nicht stattgefunden. Nun war Réunion und Tanz sofort vergessen, selbst Erna bekehrte, hinauszufahren, um diese so reizende wie interessante Erscheinung recht aus der Nähe betrachten zu können.

Schon war die gesammte Badegesellschaft auf den Füßen, Jeder suchte in ein Boot zu kommen und sich dabei womöglich noch angenehmer Nachbarn zu versichern; nur die Schiffer behielten ihre unzerstörbare ostfriesische Ruhe und überstürzten sich nicht mit ihren Zurüstungen. Claus Neuckens vollends stand da, als ginge ihn das ganze Treiben nichts an; erst als Frau Beier mit Erna, der Geheimrätthin Meinhardt und den beiden Herren, welche letztere Drei vor der Thür des Conversationshauses bereits auf die Schwestern gewartet, sich der Landungsbrücke näherten, trat er vor und sagte zu der jungen Frau: „Es ist Alles fertig — soll ich anlegen?“

„Brav, Claus Neuckens!“ lobte die Dame, „fahren Sie an der letzten Treppe vor.“

„Sie haben es dem biedereren Friesen angethan — kein Wunder!“ meinte der Regierungsrath neben ihr, aber sie lachte nur; hatte sie doch den Schiffer längst für einen solchen Fall instruiert.

Werderbrook stieg zuerst in den Kahn, „um den Herrschaften behilflich sein zu können,“ eigentlich aber nur, um sich den Platz neben Frau Beier auf diese Weise besser zu sichern.

Sei es, daß die junge Frau dies verhindern wollte, oder daß sie aus Zerstreutheit in dem Kahne weiter hinauf ging, genug, sie setzte sich zwischen die Geheimrätthin und Herrn von Löben und dem enttäuschten zornigen Regierungsrath blieb nichts übrig als der Platz an der anderen Seite der alten Dame. Er war indessen der Einzige in der kleinen Gesellschaft, welcher sich den Genuß an der Fahrt durch schlechte Laune verkümmern ließ, die Anderen folgten mit Entzücken den leuchtenden Wellenkämmen und der feurigen Spur des Rades und des Ruders. Wenn Claus Neuckens mit letzterem in das Meer schlug, so sprühten Hunderte einzelner Funken in dem Wasser, und als Erna die Entdeckung machte, daß, wenn man die Finger in die See halte, dieselben fünf glänzende Streifen hinter sich her zogen, so befanden sich die Oberkörper der Anderen, mit Ausnahme desjenigen des grollenden Regierungsraths, nur noch über Bord und amüsirten sich mit dem reizenden leuchtenden Spiele.

Mitten darin erfaßte die Geheimrätthin bedeutungsvoll Frau Beier's Rechte im Wasser und raunte eine kurze Bemerkung in ihr Ohr. . . die junge Frau wandte daraufhin vorsichtig den Kopf nach Erna und Herrn von Löben, die sich tief zu dem Meere hinabneigten und mit einander flüsternten; ein Mißverstehen der Situation war unmöglich, die beiden Frauen drückten sich in Rührung und sympathisirender Freude die Hände, und wenn Beiden dabei Thränen im Auge standen, so verbarg dies die Dunkelheit und die von den Anderen abgewendete Stellung.

Rasch, wie es gekommen, ging das Meeresleuchten vor-



über, es war völlig finster, als das Boot an der Brücke anlegte.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, gnädige Frau?“ sprach der Gutsbesitzer beim Aussteigen zu der jungen Wittve, und Erna sorgte dafür, daß die Geheimrätthin und der Regierungsrath den Voranschreitenden nicht zu dicht folgten. Die Absicht, zur Réunion zu gehen, hatten Alle einstimmig aufgegeben; man promenirte den gepflasterten Strandweg hin und her, Frau Beier mit Herrn von Löben immer voran.

Plötzlich ließ die junge Frau Löben's Arm los, blieb stehen und sah schweigend einem Manne zu, welcher quer über ihren Weg zum Strande hinabging und sich dort mit einem der Boote zu schaffen machte; etwas wie ein schwerer Stein polterte in das Fahrzeug hinab, dann richtete sich der Mann auf und setzte sich an den Rand des Rahnes, stemmte beide Arme auf die Kniee und vergrub den Kopf so tief in die Hände, daß der breitkrämpige Hut in den Sand rollte. Gang, Größe, die Bewegungen der Arme, Alles erinnerte Frau Beier an ihren verstorbenen Mann, es war kein Zweifel, sie hatte Antje Nielsen vor sich.

Einen Augenblick stand sie wie erstarrt; sein unheimliches Gebahren, der Umstand, daß er nur mit der aus London gekommenen Yacht eingetroffen sein konnte, durchzuckte ihr Hirn mit einem entsetzlichen Verdachte. Trotzdem war ihr erster Impuls, zu ihm hinabzueilen und dem offenbar sehr unglücklichen Manne ein Wort des Trostes, des Mitleidens zu

gönnen; aber dann durchschaute es sie, es graute ihr vor dem unheimlichen Menschen und hastig Löben's Arm wieder ergreifend, kehrte sie um, fand es plötzlich am Strande unangenehm kalt und bat, daß man aufbrechen möge.

Diesmal ließ es sich der Gutsbesitzer, nachdem man in pleno die Geheimrätthin an ihre Hausthür begleitet, nicht nehmen, mit den Uebrigen noch in das Oberland hinaufzusteigen, und wenn der Regierungsrath Lust gehabt hätte, auf den jungen Mann eifersüchtig zu werden, so hätte er sich über Frau Beier's überaus freundliches: „Leben Sie wol, mein lieber Herr von Löben!“ grün ärgern können.

Er that indessen nichts dergleichen, sondern streckte, als die Schwestern im Hausflur verschwunden waren, seinem Gefährten die Rechte hin und sagte ernsthaft: „Ich gratulire Ihnen, lieber Freund, zu einer so reizenden Braut,“ und als Löben, halb vor Verlegenheit halb vor Freude erröthend, herzlich einschlug, ahnte er wenig, wie tragisch dem Glückwünschenden dabei zu Muthe war und mit welcher grimmtiger Ironie der Regierungsrath dem die Treppe nach dem Unterlande wieder Hinab-eilenden nachblickte und dabei murmelte: „Hans im Glücke!“

XI.

Und nun brach für die Schwestern der letzte auf Helgoland zu verlebende Tag herein. Frau Beier begrüßte ihn mit Augen, um welche jener interessante bläuliche Schimmer lagerte, den die Maler als besonderes Schönheitsmerkmal lieben, der doch aber immer ein Zeichen davon ist, daß das innere Gleichgewicht gestört gewesen und noch nicht völlig wieder hergestellt worden. Die Aufregung über Erna's Verlobung, zwischendurch eine wilde, unbestimmte Angst um Antje Nielsen und folgerichtig auch um die kleine Margret hatten die junge Frau wach erhalten, während Erna nach einer langen, an Freudenthränen reichen Unterredung mit ihrer Schwester endlich eingeschlafen war. Nun schien die Sonne heiter zwischen den Ritzen der Vorhänge ins Zimmer herein, und unten lag das Meer wie eine dickflüssige strahlende Silbermasse, so daß die Blicke dieses Uebermaß von Glanz kaum zu ertragen vermochten.

Am Strande herrschte eine sonderbare Unruhe. Die für gewöhnlich ziemlich schweigsamen Gruppen der Schiffer und Lootsen sprachen hastig durcheinander, und indem sie ein umgestürztes Boot beobachteten, welches die langsam aufsteigende Flut mit jeder

Welle um ein Weniges näher brachte, schien es, als knüpften sie an das Verschwinden und Wiederauftauchen gerade dieses Rahmes allerhand mysteriöse Betrachtungen.

Die Kurgäste starrten neugierig auf die Leute, aber das ostfriesische Idiom ist für Fremde durchaus unverständlich, und bei der auffallenden Zurückhaltung der Helgoländer gegen die Badegesellschaft war es vorauszusehen, daß letztere von dem eigentlichen Grunde der merkwürdigen Spannung unter den Insulanern nichts erfahren würde. Wenn die großen Fährboote von der Düne herüberkamen, so fragten die Schiffer ihre auf der Insel zurückgebliebenen Genossen nach irgend einer Nachricht, und wenn sie stets dieselbe kurze Antwort erhielten, ruderten sie kopfschüttelnd wieder zu der Sandbank zurück.

Mit ängstlichem Herzklopfen schaute Frau Beier in das sonderbare Treiben, das sie besser zu verstehen fürchtete, als ihre neugierige ahnungslose Begleitung. Unter den sechs Schiffen des Fährbootes, in welchem sie zum Baden überfuhr, befand sich Claus Neuckens; sein wettergebräuntes Gesicht schaute heut blaß und finster drein; er vermied es, dem fragenden Blicke der jungen Frau zu begegnen und ruderte so emsig, als läge ihm allein die Fortbewegung des schweren Fahrzeugs ob.

Der Regierungsrath und Herr von Löben hatten schon vor einigen Tagen für die Damen zu diesem letzten Morgen auf der Düne ein exquisites Frühstück bestellt, das auf allgemeinen Wunsch, da dabei eine Unbequemlichkeit ja nur für die Kellnerinnen entstand, auf der Südspitze der Sandinsel servirt wurde. Es fehlte nicht an Champagner, und weil Frau Beier weder der Geheimrätin noch Verderbroot von der Verlobung ihrer Schwester offizielle Mittheilung gemacht, da sie nicht wünschte, daß schon jetzt davon gesprochen werde, so rächten sich die beiden für diese unfreundschaftliche Discretion durch die drolligsten und handgreiflichsten Anspielungen, versteht sich, mit der harmlosesten Miene ausgesprochen, so daß das Brautpaar in unausgesetztem Errotthen und Lächeln erhalten wurde, und besonders der Regierungsrath glänzte durch Coasste, die selbst Frau Beier, trotz ihrer sorgenvollen Unruhe, zu heiterem Lachen hinarissen. So verfloß der Vormittag rasch und fröhlich genug.

Als das letzte Fährboot die kleine Gesellschaft zu der Insel zurückgeführt hatte, stand, wie sie die Landungstreppe heraufkamen, die junge kraftvolle Gestalt Claus Neuckens am Brückenkopfe und blickte durch ein langes Loosfernrohr aufs Meer hinaus, als erwarte oder fürchte er, dort etwas Auffallendes zu finden. Frau Beier bat die Anderen, weiter zu gehen und trat ihrerseits entschlossen an den Schiffer heran.

„Nach wem schauen Sie so scharf aus?“ fragte sie, und ihre klaren braunen Augen sahen ihn so voll wissender Theilnahme und so ohne jede vorwitzige Neugier an, daß er mit Hintansetzung der eigenthümlichen Helgoländer Zurückhaltung gegen Fremde zögernd aber aufrichtig antwortete: „Antje Nielsen's Boot ist heut früh leer und umgestürzt an den Strand geworfen worden.“

„So!“ sagte sie, „und wer hat es flott gemacht, und wo ist der Besitzer geblieben?“

„Antje Nielsen ist noch nicht von Hamburg zurück-

gekommen,“ erwiderte er, ohne die Augen dabei aufzuschlagen.

„Doch, Claus Neuckens! Ich sah und erkannte ihn gestern Abend,“ sagte die junge Frau so ruhig, wie es ihr bei dem ungestümen ängstlichen Schlagen ihres Herzens möglich war. „Er muß mit der Nacht angekommen sein.“

Nun sah er sie an, erschrocken und bittend zugleich.

„Seien Sie unbesorgt,“ fuhr sie fort, „ich habe weder bis jetzt Jemandem etwas davon verrathen, noch werde ich es ferner thun.“

„Sie sind ihm auf der Spur,“ sagte er leise, sich mißtrauisch umblickend, doch befand sich zufällig Niemand in der Nähe; „eine Kabeldepesche — schon gestern Abend — aus London —“

Er preßte die Lippen zusammen und versuchte, seine innere Bewegung vor ihr zu verbergen.

„Hat er... sie... getödtet?“ flüsterte sie stockend.

Er nickte schweigend mit dem Kopfe.

Ein paar Minuten stand sie wortlos neben dem Schiffer, ihre Hand strich mechanisch über die grüne Holzbrüstung der Landungsbrücke, während ihre Augen mit einem dunklen Blicke über die See hinglitten.

„Und wo ist er jetzt?“ fragte sie endlich.

„Das weiß eben Niemand,“ antwortete Claus Neuckens wieder gefaßter. „Er kam noch gestern Nacht zu seiner Mutter herauf, — wegen der Margret; sie ist doch sein Kind, das wollte er ihr sagen. Dann meinte er, er müsse einmal nach

seinem Boote sehen, aber er ist nicht wiedergekommen, wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist.“

„Vielleicht hat er sich noch einmal auf die Nacht gerettet,“ muthmaßte sie.

„Nein, sie ist gerichtlich nach ihm durchsucht worden.“

„O Claus Neuckens!“ sagte die junge Frau traurig, aus theilnehmendem kummervollen Herzen heraus.

Dankbar blickte er sie an und antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Eine Weile standen sie so in derselben Sorge vereint, die elegante Dame und der einfache Mann, endlich wendete sich Frau Beier zum Gehen.

„Sie werden wol keine Lust haben, mich heut um die Insel zu fahren?“ fragte sie.

„Warum sollte ich nicht?“ gab er ruhig zurück.

„So halten Sie sich um fünf Uhr bereit; aber lassen Sie das Kind zu Hause, ich könnte es jetzt nicht ohne Thränen ansehen,“ erwiderte sie und ging nach einem kurzen Gruße davon.

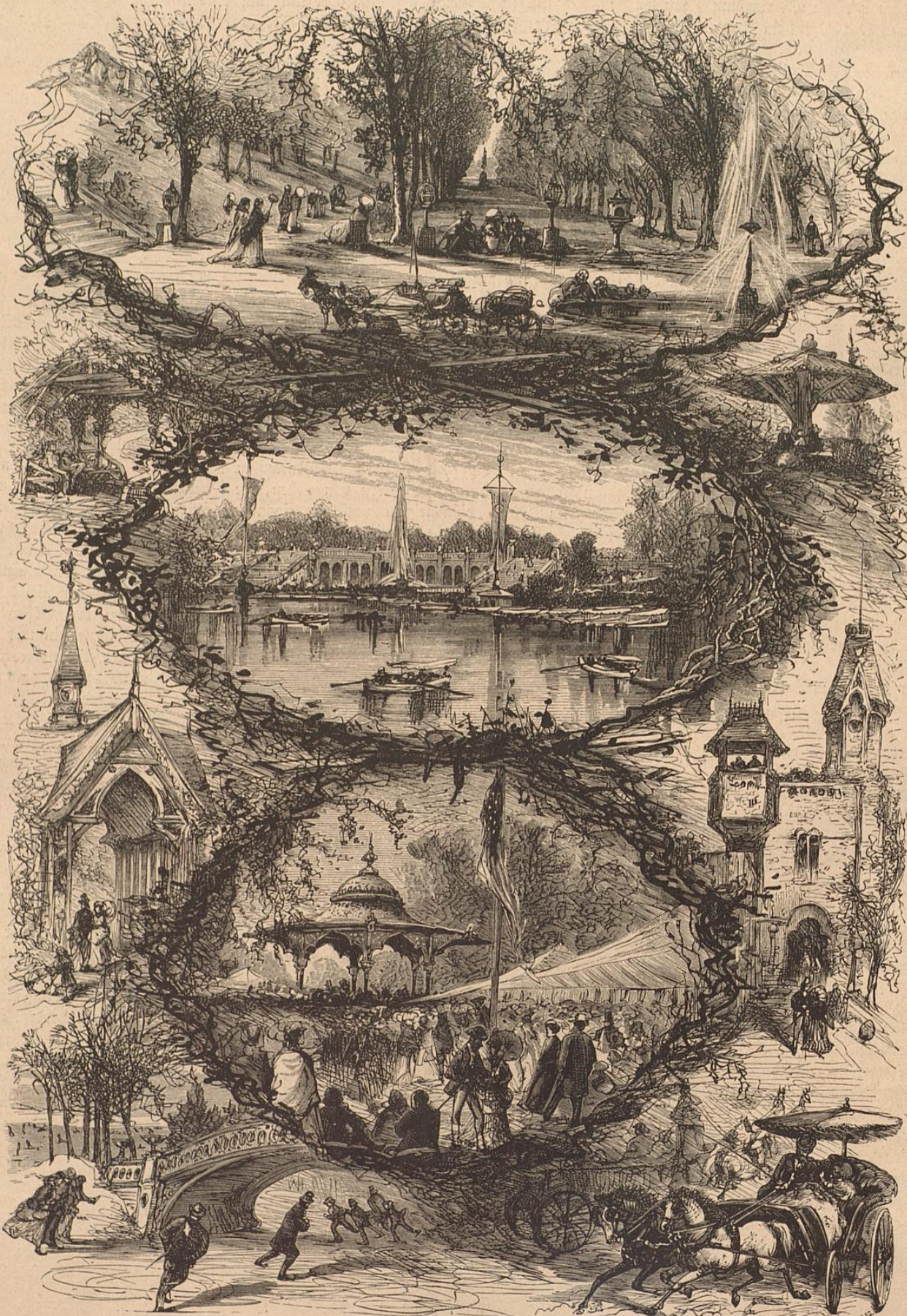
Arme Margret! Armerer Nielsen! Ihr blutete das Herz in unaussprechlichem Mitleiden. Erst nachdem sie das Unterland durchschritten hatte und die große Treppe hinaufsteigen begann, fiel ihr ein, daß sie den Mann als einen Mörder verabscheuen mußte. Warum konnte sie es nicht?

Ja, warum? Sie wollte darüber nachsinnen, wollte ihre Gedanken sondiren, ob da nicht eine Lücke in ihrem moralischen Gefühl eingetreten sei, aber das eisige geistige Schweigen, welches in ihr auf diese Frage einzig antwortete, ließ sie von fernem Grübeln abstecken, ... o es gibt Abgründe in unserem Herzen, in deren schauerliche Tiefe der Blick schwindelnd hinabtaucht. — Fort von dort, die Augen geschlossen, bis wir wieder auf sicherem Boden stehen!

Frau Beier hielt mitten auf der Treppe an und schöpfte tief Athem. Sie wußte noch, wie schwer es war, gewisse Dinge zu vergessen, wußte noch, welche ungeheure innere Kraft dazu gehörte, gewisse Beleidigungen zu ignoriren; dem rohen ungebildeten Manne gebracht es an diesem geistigen Vermögen, beklagen konnte sie ihn nur, nicht verdammen, denn sie verstand ihn ... Und sie preßte das Taschentuch an ihr Gesicht und eilte dann so schnell die noch übrigen hundert Stufen hinauf, als könne sie ihren eigenen Gedanken dadurch entfliehen.

Der Strand schien heut Nachmittag fast noch belebter als gewöhnlich; denn nicht nur der „Curhaven“ hatte wieder eine große Menge Fremder herbeigeführt, so daß man sich unwillkürlich fragte, wo die kleine Insel so viele Gäste beherbergen wolle, sondern es war auch noch ein Extradampfer aus Norderney angelangt, dessen Passagiere erst den nächsten Tag wieder zurückkehren wollten und es sich jetzt bei Kurmusk und dem berüchtigt kühlen Kaffee des Strandpavillons so behaglich als möglich sein ließen.

Sowol die Geheimrätin Meinhardt als Herr von Löben hatten unter den Neugekommenen Bekannte entdeckt, und während sie — die alte Dame ihren Lieb-ling immer an der Seite — sich lebhaft mit den Freunden unterhielten, übersflog Frau Beier's Auge hastig die Gruppen, an welchen sie vorüber mußte, um zu der Landungsbrücke zu gelangen. Gott sei Dank, der Regierungsrath war nicht unter ihnen! Kaum hätte sie sich Rechenschaft darüber ablegen



Bilder aus dem Centralpark in New-York. Illustrationsprobe aus dem Prachtwerk „Amerika in Wort und Bild“. Leipzig, Schmidt & Günther.

können, warum sie bei dieser Gewißheit so erleichtert aufathmete.

Sie hatte indessen zu früh triumphirt, denn als sie weit genug auf der Brücke vorgeschritten war, um ganz am Ende derselben — es war Ebbe — Claus Neudens in dem Segelboot zu erkennen, bemerkte sie zugleich den Südweststern ihres

würde er sich den Platz im Boote nöthigenfalls mit Gewalt verschaffen, wenn sie es wagte, ihm mit „Nein“ zu antworten.

Wie ein Schulmädchen erröthend, stammelte sie deshalb nur: „Ja — aber Sie dürfen meine Abschiedsbetrachtungen nicht stören,“ und ließ sich willenlos von ihm in den Kahn heben; er folgte mit der Versicherung, daß er diese Abschieds-

So bekommen wie jetzt war der jungen Frau noch selten zu Muth gewesen. Sie fühlte, wie von Zeit zu Zeit des Regierungsraths Blicke ihr Gesicht streiften, gleichsam als wolle er von demselben ablesen, wann die Minute gekommen sei, die ihm zu reden erlaube. Doch ihre Züge erschienen ihm heut blässer und unbeweglicher, als es sonst der Fall



Mutter und Kind. Nach dem Gemälde von P. Levin.

Berehrers über das Brückenniveau hervorragen. Werderbroof mußte also auf der untersten Treppenstufe stehen und sie erwarten.

So war es auch, und wie er jetzt einige Schritte heraufkam und sie fragte, ob sie ihm gestatte, sie auf dieser letzten Fahrt um die Insel zu begleiten, da blickten seine Augen sie so kühn und entschlossen an, daß sie das ängstliche Gefühl hatte, als

betrachtungen nur theilen, nicht stören wolle, setzte sich neben sie und gab Claus Neudens ein Zeichen, das Hilfstau am Pfosten loszulassen und abzustößen. Bald lag die Landungsbrücke hinter ihnen, und die Töne des Voccacciowalzers, welchen die Kurkapelle eben spielte, drangen nur noch vereinzelt an ihr Ohr, bis auch sie erstarben und es nun still, ganz still um sie wurde.

war, der dunkle Schimmer um die Augen hatte sich seit dem Morgen eher vertieft und ihr Blick schien dem scharfen Beobachter eigenthümlich melancholisch. Noch dächte ihn also der Moment zur Aussprache nicht gekommen, und da Werderbroof trotz seiner gelegentlichen Anwandlungen von Gesprächigkeit auch ausgezeichnet zu schweigen verstand, so saß er jetzt so stumm neben der Dame, daß diese das unheimliche Still-

sein nicht länger ertragen zu können meinte und ihrerseits anfang, Conversation zu machen.

Aber ihre Versuche, eine harmlose Unterhaltung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, stießen auf auffallende Einfühligkeit bei ihrem Nachbar und scheiterten endlich kläglich an dem leisen, halb satirischen Lächeln, mit welchem er sich plötzlich ihr zuwandte und sie anblickte.

„Gnädige Frau,“ sagte er, da ihre Stimme auf dieses Lächeln hin stockte, „sollte wirklich Talleyrand Recht haben, und der Mensch die Sprache nur dazu besitzen, um seine Gedanken zu verbergen?“

Sie erröthete und meinte rasch: „Meistens ist es gut, das zu verschweigen, was man denkt.“

„Das klingt ja verzweifelt pessimistisch an einer jungen schönen Frau! Aber ich will Ihnen Alles zugeben, denn ich bemerkte sehr wol an der bekannten kleinen Falte zwischen Ihren Brauen, daß man Sie heut nicht reizen darf; wenn Sie mir nur bejahen wollen, daß es Fälle geben kann, wo seine Gedanken hinter der Sprache zu verbergen unrecht, ja schlimmer, wo es lächerlich wäre . . . Sie neigen den Kopf? Wissen Sie auch, daß Sie mir damit das Recht geben, aufrecht zu Ihnen zu sprechen?“

Hier machte sie eine hastige, abwehrende Geste mit der linken, ihm zunächst befindlichen Hand, die er daraufhin festnahm und mit leicht erblaßtem Gesicht fortfuhr: „Lassen Sie mich ausreden, gnädige Frau, und wie auch immer Ihre Antwort ausfallen möge, nehmen Sie die Versicherung, daß allein diese Aussprache schon eine Wohlthat für ein übervolles Herz ist. Sehen Sie, ich glaubte bis vor Kurzem noch, das Höchste aus dem Leben zu machen, wenn ich es von heut zu morgen genoß, ohne viel nach seinen Leiden und Pflichten zu fragen; so vergendete ich die Kräfte meiner Jugend und meines Geistes in einer Weise, daß ich vor wenigen Wochen auf dem Punkte stand, das Dasein für eine elende Komödie zu erklären und diejenigen für Thoren, die sie länger spielten, als Gesundheit und eine volle Börse mit Bequemlichkeit erlaubten. Sie blicken mich entsetzt an? O halten Sie mich nicht für schlimmer als tausend Andere auch, gnädige Frau, . . . das sind eben die Ansichten aller derer, welchen der ewige Sonnenschein des Lebens einen Anflug von haut-gout verliessen hat und —“

„Ich kenne diese Menschenklasse,“ unterbrach sie ihn mit kaltem Lächeln, „mein Mann gehörte zu ihr.“

Diese Bemerkung brachte ihn aus seinem Ideengange heraus und ein wenig aus der Fassung.

„Ihr Mann!“ rief er. „Und es ist Ihnen nicht gelungen, ihn von dieser Philosophie des Leichtsinns abzubringen?“

„Nein. Ich glaube nicht an die Steine, die auf die Predigt des blinden Greises in der Wüste: Amen! riesen,“ antwortete sie bitter.

„O gnädige Frau, und doch geschehen noch heut solche Wunder!“ sagte er mit Gefühl. „Es muß nur eben die eine, die rechte Stimme sein, welche predigt. War ich nicht auch ein Stein, an den gar manche Stimme vergebens schallte? Da kam die Ihre, und was sie auch immer sprach, es rief: Amen! in mir. Und wenn es Ihnen bei Ihrem Manne nicht gelungen war, ihn zu Ihrer reineren edleren Lebensauffassung zu bekehren, bei mir haben Sie das bewirkt ohne Ihr Zutun, vielleicht sogar gegen Ihren Willen . . . doch nein, nicht gegen Ihren Willen, es darf und kann einer Frau nicht gleichgültig sein, ob sie einen Wüstling in einen achtbaren Mann umwandelt.“

Er hielt einen Moment inne und schien ein Wort oder eine Bewegung von ihr zu erwarten, aber sie sprach weder, noch rührte sie sich, aus Furcht ihn merken zu lassen, daß seine Beredsamkeit sie doch mächtig ergriff. Einigermassen entnuthigt nahm er seine Rede wieder auf: „Thun Sie Ihr gutes Werk nicht halb. Haben Sie mich erkennen lassen, welch' einen segensreichen Einfluß die Gegenwart einer Frau für den Mann mit sich bringen kann, so entziehen Sie mir dieselbe nicht auf immer in dem Augenblick, wo ich ihren Werth ganz und voll fühlen gelernt habe, mit einem Wort, rauben Sie mir nicht die Hoffnung, daß meine treue Liebe Ihr Herz rühren werde — erlauben Sie mir — lassen Sie mich —“

Ganz so wie vorhin ihre Unterhaltungsversuche bei seinem Lächeln versagten, so verließen jetzt den redegewandten Mann die Worte, als die junge Frau bei „treue Liebe“ plötzlich die Augen aufhob und ihn eisig ansah.

Unseliges Wort! So hatte ihr Mann auch zu ihr gesprochen; sie glaubte, seine Stimme zu hören, sah ihn deutlich vor sich mit dem interessanten dunklen Gesicht und dem schlechten leichtfertigen treulosen Herzen, und diese Erinnerung an ihn übte sofort ihre alte zersetzende Wirkung. Versunken war der schöne Traum, welchen sie eben eine Sekunde hindurch geträumt hatte, versteint die weichen Regungen ihres Herzens; sie entzog gewaltsam dem Regierungsrath die Linke, welche er während des Sprechens nur immer fester umklammert hatte, und rief heftig: „Nie — nie!“

„Das ist eine sehr kurze Antwort auf meine lange Auseinandersetzung,“ sagte er mit zuckenden Lippen nach einer Pause, während welcher es ihm gewesen war, als drehe

sich Meer und Himmel in einem tollen Wirbel um ihn herum.

Sein Aussehen, seine tonlose Stimme brachten sie zu der Erkenntniß, daß sie zu schroff gewesen sei.

„Verzeihen Sie!“ sprach sie milder, ja, sie konnte nicht hindern, daß ein paar schwere glitzernde Tropfen ihr dabei über die Wangen rollten. „Verzeihen Sie, lieber Herr Regierungsrath. Ich hätte Ihnen gleich zu Anfang sagen sollen, daß Worte der Liebe und Leidenschaft für mich vergebens gesprochen werden. Ich habe an der Leiche meines Mannes gelobt, nie wieder auf sie zu hören.“

„Mein Gott, so unglücklich hat dieser Mann Sie gemacht?“ rief er.

„Es läge Ihnen näher, das Gegentheil anzunehmen,“ erwiderte sie mit abgewandtem Gesicht.

Aber er sah sie mit tiefem Mitleiden an und meinte: „Keine Lüge zwischen uns, gnädige Frau! Ich weiß durch Ihre Schwester, daß Ihre Ehe durchaus verfehlt gewesen ist.“

Sie zuckte auf und eine brennende Röthe übergoß ihr Stirn und Wangen.

„Nun denn,“ sagte sie hart, „so wissen Sie auch, daß ein schlechter Mann für einen zweiten nichts mehr zu ruiniren übrig läßt.“

„Malwa!“ sprach er sanft.

Zornig biß sie sich auf die Lippen; er sollte ihre Aeußerung nicht mißverstehen, doch wie anders konnte sie ihm erklären, was durch diese zehn Jahre an der Seite ihres Gatten in ihr an Empfindung erlödet worden war?

Er entthob sie indeß jeder Erörterung durch die Bemerkung: „Sie sind verbittert und dadurch ungerecht, nicht nur gegen mich, sondern besonders auch gegen sich selbst. Noch haben Sie nicht in dem ganzen Umfange des Begriffs Ihre Herzenseinsamkeit kennen gelernt, denn Sie hatten Ihre Schwester bei sich. Wenn nun aber Fräulein Erna verheirathet sein wird, — wer bleibt Ihnen dann noch, um ihn zu lieben?“

„Niemand — o Margret!“ dachte sie, und wieder überwältigte sie der Wunsch, das einsame Kind an ihr einsames Herz zu nehmen.

Der Regierungsrath sah, daß er hier auf einen wunden Punkt getroffen sei, auf welchen sich möglicherweise einwirken lasse; bevor er indeß aussprechen konnte, was er zu sagen sich vorgenommen, wurde er durch einen sonderbaren Zwischenfall daran verhindert.

Claus Neudens nämlich, der die ganze Zeit über am Steuer gestanden und für seine beiden Passagiere weder Auge noch Ohr gehabt, sondern nur starr vor sich in das heut wieder einmal merkwürdig klare durchsichtige Wasser geblickt hatte, machte hier plötzlich eine heftige Bewegung und lehnte sich so weit über Bord, daß Frau Veier, von der Angst erfaßt, er könne kopfüber in das Meer stürzen, laut seinen Namen rief.

Er wandte sich zu ihr, und wie sie in sein aschfarbenes entsetztes Gesicht schaute, dämmerte eine furchtbare Ahnung in ihr auf. Sie neigte sich gleichfalls vor, verharrte einen Moment wie gelähmt in dieser Stellung und seufzte tief auf; noch fühlte sie, daß eine eiserne Kälte sich um ihr Herz legte, vor ihren Augen ward es Nacht, dann schwanden ihr die Sinne.

XII.

Als sie wieder zu sich kam, hatte das Boot längst gewendet und flog der Landungsbrücke zu; der Regierungsrath hielt den rechten Arm um sie geschlungen, während seine linke Hand das mit Seewasser getränkte Taschentuch an ihre Schläfen drückte, und wie ihr erster noch unsicherer Blick über den Mönchsfelsen glitt, an welchem sie eben vorüberfuhr, entrang sich seiner Brust ein tiefer Athemzug der Erleichterung. Dies brachte sie zum Bewußtsein ihrer Lage, sie richtete sich auf und dankte für seinen Beistand.

„Was war Ihnen, Malwa?“ fragte er in ängstlicher Besorgniß.

„Ich werde es Ihnen sagen, aber nicht jetzt — später — heut Abend —“ und da er füglich auf das vorherige Gespräch in diesem Augenblick nicht zurückkommen konnte, so legte sie den Rest der Fahrt schweigend zurück.

Der Regierungsrath sprang sofort aus dem Boote auf die Landungstreppe, doch sie reichte nicht gleich ihre Hand seiner hilfsbereit ausgestreckten Rechten, sondern sprach noch ein paar leise Worte mit Claus Neudens, ehe sie ausstieg. Dankbar nahm sie dann Werderbrook's Führung nach dem Oberlande an, und als er vor ihrem Hause anhielt, bat sie ihn, sie den Falm weiter hinauf bis an die Wohnung des Gouverneurs zu begleiten, welchen sie wegen einer geschäftlichen Angelegenheit zu consultiren habe. Vor dem eleganten eisernen Gartenthore des Gouvernementsgebäudes entließ sie dann ihren Verehrer, der sich mit den wunderbarsten Vermuthungen, was die Aufklärung am Abende ihm bringen könne, entfernte.

Trotz ihres ersten heftigen Ausrufs gab er die Hoffnung, sie zu besitzen, nicht auf; zu oft schon in seinem Leben hatte

er erfahren, wie schwach alle Vorsätze, alle Gelübde des weiblichen Herzens sich erweisen, wenn ein Mann daran rüttelt.

Seiner Ungeduld schien es, als ob der heutige Nachmittag sich unbegreiflich lang ausdehne. Endlich aber brach doch die Dämmerung herein, das Licht des Leuchtturms entzündete sich, etwas später stieg der Mond über der geheimnißvoll herüberflimmernden weißen Düne langsam empor und damit sah der Regierungsrath das Ende seiner Wartezeit gekommen. Er begab sich nach dem Falm zurück, und wie er dort über die Mauerbrüstung nach der großen Treppe hinablickte, gewahrte er Frau Veier, welche mit einem Kinde an der Hand in das Oberland heraufkam; kaum erkannte er in dem Mädchen in dem eleganten Reisemantel und Hütchen die kleine Margret Nielsen.

„Hoffentlich haben Sie noch nicht lange auf mich gewartet,“ sagte die Dame, oben angelangt, zu Werderbrook, der sie an der Treppenmündung begrüßte. „Gehen Sie mit mir zu der Wohnung des Kindes, nachher sollen Sie Alles erfahren, was Sie wünschen.“

So traten sie in ein Seitengäßchen und befanden sich bald vor einem ärmlichen kaufälligen Hause, wo Frau Veier stehen blieb, sich zu dem kleinen Mädchen niederbeugte und schmeichelnd sprach: „Margret, jetzt sag' einmal: Adieu, Mama.“

Das reizende Kind hielt das eine Aermchen vor die Augen, sah neckisch darüber hinweg zu der Dame empor, schüttelte das Köpfchen und sprang ins Haus; zugleich trat eine alte Frau mit einem faltigen, todblaßen, finsternen Gesicht, das deutliche Spuren frisch vergossener Thränen aufwies, aus der Thür und auf Frau Veier zu.

„Ich bringe Ihnen die Margret morgen früh um sieben Uhr,“ sagte sie.

„Gut, liebe Großmutter, und Gott behüte und tröste Sie,“ antwortete Frau Veier weich, reichte der Alten die Hand und ging dann neben dem Regierungsrath das Gäßchen hindurch, immer weiter hinauf, dem Leuchtturme entgegen, welcher gerade vor ihnen aufstieg und sie mit seinem Lichte überschüttete. Erst an einer Bank der „Kartoffelallee“ hielt sie an, setzte sich, indem sie Werderbrook einlud, gleichfalls Platz zu nehmen und sah ihm mit einem tiefen Blick in das Gesicht.

„Herr Regierungsrath,“ begann sie, „Sie sollen vor allen Dingen wissen, was ich heut Nachmittag auf dem Meeresgrunde sah: die durch einen Stein am Boden festgehaltene Leiche Antje Nielsens;“ und da er hier erschrocken aufsprang, machte sie eine Handbewegung, die ihn zum Sitzenbleiben nöthigte, und fuhr fort: „Man wußte seit dem Morgen, daß er . . . verunglückt sei, aber daß es gerade uns vorbehalten blieb, seinen Leichnam aufzufinden, ist mir ein Beweis mehr von der ewig waltenden Hand Gottes, denn ohne den bestimmten Nachweis von seinem Tode hätte ich nicht — doch hören Sie erst weiter. Aus irgend einem Grunde nahm ich an Antje Nielsens herzlichen Antheil.“

„Ich weiß,“ unterbrach er sie. „Es geschah, weil er Ihrem Manne sehr ähnlich war.“

„Das hätte höchstens die negative Seite meines Interesses bilden können,“ erwiderte sie mit dem kalten Lächeln, das ihn heut im Boote schon einmal an ihr frappirt hatte und mit ihrem sonstigen natürlichen und aufrichtigen Wesen in so grellem Widerspruche stand, „das Positive daran war, daß ich wußte, wie elend Nielsen durch sein Weib gemacht wurde und daß er sein einziges Kind als Tochter dieser Mutter verabscheute. Es war ungerecht von dem Manne, ich gebe es zu, indeß den Regungen des Herzens läßt sich nicht gebieten und ich verlange von einem Fischer nicht, daß er denke und handle wie ein Philosoph. Auf mich hatte die Kleine vom ersten Augenblicke an einen tiefen Eindruck gemacht, vielleicht, weil sie ein gar so herzliches liebliches Gesichtchen ist, vielleicht auch aus einem weniger oberflächlichen Grunde, genug, seit acht Tagen war es mein sehnlichster Wunsch, Margret Nielsen zu adoptiren. Aber ich bedurfte dazu der Einwilligung des Vaters, und der war verreist.“

„Auch der der Mutter, gnädige Frau.“

„Nun, sie sind Beide jetzt todt,“ meinte Frau Veier mit einem leichten Schauer, „und da ich der Erlaubniß der Großmutter sicher war, so habe ich den Gouverneur vorhin gebeten, den geschäftlichen Theil der Angelegenheit freudlichst zu übernehmen, damit Margret mich schon morgen begleiten könne. Herr Regierungsrath, ich habe jetzt Jemanden, den ich lieben und pflegen kann, auch wenn Erna verheirathet sein wird.“

Nun erst wurde Werderbrook klar, weshalb sie zu ihm so viel über das Kind gesprochen. Er erblaßte bis in die Lippen, stand hastig auf und rief: „Soll diese Bemerkung Ihre ganze Antwort für mich sein?“

Sie erhob sich ebenfalls und meinte ruhig: „Reichen Sie mir zum letzten Male Ihren Arm, mein Freund, und lassen Sie sich, während Sie mich nach Hause zurückführen, sagen, daß eine Frau, wie ich bin, allensfalls noch einen Verehrer finden kann, aber nicht mehr heirathen darf, — still, unterbrechen Sie mich nicht! Eins vor allem muß die Braut in

die Ehe mitbringen: den Glauben an den Mann, nicht nur an den ihren, sondern an den Mann überhaupt; sie muß ihn für stärker, für edler, für größer halten, als ihr eigenes Geschlecht, mit einem Worte, sie muß Illusionen haben. Sie werden ihr genommen werden, aber langsam, allmählig, vielleicht sogar unmerklich für sie. Inzwischen hat die Zeit, die Macht der Gewohnheit das Ihrige hinzugethan, sie hat die Erwartungen der Vergangenheit vergessen und lebt nur dem Genuß der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft, das ist dann, was die Welt eine glückliche Ehe nennt. Aber nüchtern, desillusionirt, wie ich geworden bin, sehe ich an dem Bilde einer zweiten Heirath nichts mehr als die rohe Leinwand und die Farbenklere: ich habe den richtigen Standpunkt verloren, von welchem aus man dieses Gemälde betrachten muß. Und glauben Sie mir, Herr Regierungsrath, ich werde erst wenige Tage von Helgoland fort sein, als Sie schon einsehen werden, daß mein von Ihnen so oft geschmähtes kaltes Blut Sie vor einer 'heißblütigen Dummheit' — sagten Sie nicht so damals im Boote? — bewahrt habe, und sind Sie erst im Spätherbst nach Berlin zurückgekehrt, so werden Sie über die Stranddhyllie lächeln."

Hier hätte ihn sein Gewissen in der Erinnerung an seine Betrachtungen, als sie ihm das erste Mal von ihrer Abreise gesprochen, schlagen können; im Augenblick jedoch dachte und fühlte er nichts als seine Leidenschaft und begriff nicht, daß sie neben ihm, in dem es doch glühte und kochte zum Ueberfließen, mit dieser heiteren Ruhe, dieser freundlichen Gelassenheit hingehen konnte.

"Aber ich liebe Sie ja, Malwa!" rief er außer sich.

"Um so besser für Sie, mein Freund," sagte sie mit einem feinen Lächeln. "Eine echte Liebe ist ein geistiger See Bethesda und heilt alle Gebrechen der Seele."

D, sie konnte ihn mit einem Bonmot abfertigen! Er fühlte, wie ihm das Blut heiß zu Kopfe stieg und daß er nahe daran war, alle Selbstbeherrschung zu verlieren. Glücklicherweise waren sie dicht am Falm, noch führte er sie schweigend bis an ihr Haus, dann wollte er sich mit einer stummen Verbeugung entfernen.

Doch sie rief ihn zurück.

"Herr Regierungsrath," sagte sie sanft, "ich möchte nicht, daß Sie meiner in Groll gedächten; habe ich Ihnen wehe gethan, so verzeihen Sie es und vergessen Sie mich."

"Sie vergessen!" rief er aus, und nun brach für einen Moment das Feuer in seinem Innern durch einen flammenden Blick hervor. In leidenschaftlichem Schmerz preßte er ihre Hand an seine Lippen. "Leben Sie wol, Malwa!" stammelte er noch; er wollte mehr sagen, aber die Stimme brach ihm, er gab ihre Hand frei und ging schnell davon.

Den nächsten Morgen kam der Regierungsrath zur Abfahrt der Boote für den Dampfer nicht an den Strand. Die Geheimrätin und Herr von Löben versicherten die Schwestern wiederholt, daß er es sich nie werde vergeben können, den Abschied verschlafen zu haben, und die Damen trugen ihnen Grüße und einige Abschiedsworte an ihn auf, küßten der alten Geheimrätin die Hand und stiegen dann mit Margret Nielsen in den Kahn. Herr von Löben wollte seine Braut noch bis an den "Cuxhaven" begleiten und folgte ihnen in das Boot, gleich darauf flogen sie schon über die grüngraue Flut dem riesigen schwarzen Rumpfe des Dampfers entgegen.

Als die Schiffsglocke zum dritten Male erschollen war und der "Cuxhaven" sich unter dem Rachen und Stöhnen der Maschinen in Bewegung setzte, trat Frau Veier hart an Bord und sendete einen letzten stillen Gruß zu der rothen Insel hinüber, und wie sie dabei ihre beiden Arme um ihren Helgoländer Schatz, um ihr Adoptivkind schlang, sprach sie bewegt: "Schau zurück, Margret, das war Deine erste Heimath, Deine zweite ist bei mir, in meinem Herzen."

"Wird mich auch wirklich der Vater bei Dir finden, wenn er zurückkommt?" fragte das Kind und blickte forschend auf zu seiner zweiten Mutter.

"Gewiß, Margret, einst holt er Dich aus meinen Armen, aber hoffentlich nicht so bald," antwortete die junge Frau, indem sie dem Kinde die in gläubigem Vertrauen auf sie gerichteten Augen küßte.

Und wie das Dampfschiff durch die Wogen der Nordsee einen glänzenden schaumigen Streifen hinter sich her zog und seine Schloten schwarze wagerechte Linien auf den Hintergrund des hellblauen Himmels schrieben, stand oben an der Mauer des Falm's ein Mann und schaute mit umflortem Blicke dem stolzen Schiffe nach.

"Schaum und Rauch ist Alles, was zurückbleibt," sagte er vor sich hin, nahm seinen Zwickel ab und putzte die angelaufenen Gläser; "am Ende ist es mit unseren Empfindungen nicht anders und sie hat Recht, wenn sie ihnen mißtraut."

Aber in seinem Herzen tönte eine Stimme, welche seinen Worten widersprach.

Mutter und Kind.

(S. d. Illustration.)

Zwischen Feldern, auf thauigem Rain,
Rosig glühend und blüthenbeladen,
Von der Berge waldigen Pfaden
Stieg sie zu Thale beim Abenddämlein.

Redlich lacht sie zur Kammer hinent.
Ihre schimmernden Augen haben
Schnell erpäht den lockigen Knaben:
Blonder Kraustopf, bist du allein?

In der Ferne gedacht ich dein.
Auf dem Markte, bei frühlichem Feste,
Hab ich treulich das bunteste, beste
Dir erhandelt, mein Engellein.

Ob die Gabe gering und klein,
Junge Lippen, zufriedene Herzen
Brauchen wenig, um selig zu scherzen,
Brauchen wenig, um froh zu sein.

Käschen blinzelt verständig drein:
Weißt du's, wie nach des Tages Lasten
Holt und traulich das Abendrauschen
Wie so lustig der Scherz zu Zwein?

Frida Schanz.

Wolgemeinte Warnung. (S. d. Illustration.) "Ja — ja, Kathrinchen! Hab' mir's lang vorgenommen, Dir ein aufrichtig Wort zu sagen von wegen des Aloys. Schlag Dir den Burschen aus dem Sinn oder Du erlebst noch Dein Unglück an ihm. Taugt dem Teufel nichts, der glatte Bub' mit den falschen Augen und der allzeit fertigen Zunge zum Schmeicheln und Schöntun. Allen thörichten Dingen auf eine Wegstunde im Umkreis verdreht er den Kopf und verspricht wol gar Ring und Ehestand — und dabei ist er nichts und wird nichts und hat nichts! Ein Forstmann zumal wird im Leben nicht aus ihm! Da schau Dir den Tyras an, das treue Thier, der könnt' Dir's auch bezeugen, hätt' er nur die Sprach' dazu. Hatt' ihn dem Aloys überlassen, um Deinetwillen; daht, er sollt ihm ein wenig auf den rechten Weg helfen. Aber der ist nach ein paar Wochen wieder gekommen und nicht wieder hin zu kriegen. Hat's eingesehen, daß aus dem sein Lebtage kein Jäger wird, wol aber ein Nichtsnutz und Lump, und das wird wahr werden; leider Gottes! — Also, Trinken, bedenkt's, ich bitt' Dich —"

"Ja — ja, Ohm; ich dank Euch. Will's überlegen; ob ich —"

"Ob'schon es Dir schwer wird, willst Du sagen. Glaub's schon, armes Ding! Aber doch ist's besser bewahrt als beklagt. Dent daran, Trinken."

"Will's thun, Ohm, verlaßt Euch darauf."

"Gut! so will ich Dir nun den Eimer füllen helfen und dann geh mit Gott nach Haus und grüß mir die Wase."

Sie schwang den gefüllten Eimer auf den Kopf und wandte sich seufzend zum Gehen. Ernsthaft blickten ihr Jäger und Hund nach. "Es wird ihr schwerer, als ich dachte," murmelte er in den grauen Bart, "aber gleichviel, es ist zu ihrem Heil. Komm, Tyras!"

Bur Reiseliteratur.

"Die Nordsee-Inseln" an der deutschen Küste nebst ihren Seebad-Anstalten von Carl Berenberg. Mit Karte und vielen Zintographien. 4. Aufl. (Norden u. Nordney, Herm. Braams.) — Wer in den letzten Jahren beim Besuch eines der Insel-Bäder an der deutschen Küste sich des Berenberg'schen Führers bedient hat, wird den außerordentlichen Nutzen, den ihm das treffliche Buch gewährt hat, in dankbarer Erinnerung haben. Man kann in der That nicht besser bedient sein. Das handliche kleine Werk in der eben (leider für die Saison etwas spät!) erschienenen 4. Aufl. wesentlich vermehrt und verbessert, bietet Alles, was einem Besucher der Nordsee-Inseln irgend wichtig oder von Nutzen sein könnte. Neu ist die treffliche Darstellung der Heilwirkungen von Seeluft und Seebad nach den Forschungen des verst. Geheimen Rath Dr. Bende; sehr vervollständigt die Schilderung von Pflanzen- und Thierwelt; neu ferner die Artikel über die Bewohner jener Eilande; über Kinderhospize auf Nordney, über Rettung von Schiffbrüchigen u. a. m. Die Beschreibung der einzelnen Inseln (sonst nirgends in dieser Vollständigkeit aufzufinden) ist höchst instructiv und lesbar; sie beruht offenbar auf sehr genauer Ortskenntnis und gewissenhaftester Forschung und verdient den Dank des Lesers. Die beigegebenen Karten und Bilder orientiren recht gut. So kann das tüchtige Buch wieder einmal allen Seebad-Reisenden aufs Wärmste empfohlen werden; es steht in Brauchbarkeit, Vollständigkeit und Billigkeit keinem ähnlichen nach, wol aber den meisten sehr weit voran!

"Die Oberitalienischen Seen," ihre Umgebungen und Zufahrts-Linien (vom Gottthard zum Brenner). Von M. Koch v. Bernack (Zürich, Casar Schmidt). — Das eben erschienene, sehr handliche kleine Buch füllt eine Lücke in der Reiseliteratur aus. Nicht als ob es an Führern durch Italien, speciell Oberitalien, fehle — Gott weiß es, nein! Wir haben deren eine Fülle, die an lästigen Ueberflus grenzt; aber es mangelt an einem Buche, das sich speciell mit den oberitalienischen Seen beschäftigt und denen, welche an ihren Gestaden einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenken, eine Kenntniss derselben nach allen Beziehungen hin ermöglicht. Diesem Mangel hat der um die Reiseliteratur auch sonst wol verdiente M. Koch v. Bernack in befriedigender Weise abgeholfen. Aus umfassender Kenntniss der betreffenden Landstriche und unter Benutzung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel hat er ein vortreffliches, Hilfsbuch geklert, das trotz der durch praktische Rücksichten gebotenen Kürze und Knappheit der Darstellung den Reisenden, auch den Vielfordernden und Wissbegierigsten, kaum je im Stiche lassen dürfte. So sei das Büchlein für die Herbstsaison an den Seen (die schönste und genussreichste) allen Touristen freundlich empfohlen.

Waldbheim's "Illustrirter Führer" auf den österreichischen Alpenbahnen. Mit Fremdenführer von Wien und einer Eisenbahn-Karte Oesterreich-Ungarns. Von Heinr. Jacobson. 2. vermehrte Aufl. Mit 138 Illustr. (Wien, R. v. Waldbheim.) — Das außerordentlich reich ausgestattete und inhaltsreiche Buch hat in seiner ersten Auflage einen ungewöhnlichen Anklang gefunden — verdientermaßen! Man kann für die österreichischen Gebirgstouren nicht besser orientirt werden, als durch "Waldbheim's Illustrirten Führer" geschieht, und die Beigabe der zahlreichen trefflichen Ansichten erhöht die Annehm-

lichkeit seines Besites sehr erheblich, macht den Text noch viel instructiver und — spart dem Besizer des Buches viel Geld. Der Ankauf von Photographien u. oder anderweitiger Abbildungen landschaftlich schöner Punkte ist durch jene überflüssig gemacht. Die vorliegende 2. Aufl. ist eine stark vermehrte und verbesserte, der Preis für das vom Verleger Gebotene sehr gering!

"Amerika in Wort und Bild." Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. Von Friedrich von Hellwald. Mit 700 Ansichten. (Leipzig, H. Schmidt u. Carl Günther.) — Je weiter das schöne Werk, dessen Verdienste wir während seines Entstehens schon wiederholt gewürdigt haben, vordringt, um so reicher und imponirender gestaltet sich die Ausführung des Planes, den sich Verleger und Verfasser gestellt haben, um so tiefer führt uns das Werk in die Kenntniss von Land und Leuten der Vereinigten Staaten, um so lebendiger wird das Wort des Autors, um so schöner selbst der Bildschmuck in Vollbildern und Text-Illustrationen. Die 26. Lieferung gab eine sehr lebensvolle Schilderung von Philadelphia und vorzügliche Ansichten z. B.: von den Sissaquehanna-Üfern, den Kohlen-Niederlagen am Delaware u. a.; Lieferung 27 und 28 behandelte die Staaten Delaware und Maryland und führte uns reizvolle Bilder von Rockland Landing am Schuykill, von Augusta, dem Brandywine im Rondschein, dem Leuchthurm auf der Sandbank des St. John, von Baltimore in mehreren Aufnahmen und dem Mississippi bei New-Orleans vor die Augen; Lieferung 29 und 30 beschäftigen sich mit der Bundeshauptstadt Washington und werden ihrer Bedeutung nach allen Seiten hin gerecht. Hier seien die stimmungsvollen Ansichten von Fort und Stadt Washington und von Louisville, sowie der "Bild auf Chaltanoopa" (ein Meisterstück zeichnender Kunst) und die Aussicht auf den Tennessee mit rückhaltlosem Lobe hervorgehoben. Wo man der schönen Sitte huldigt, hervorragende und dauernd werthvolle Werke zu einer Haus- und Familienbibliothek zu vereinigen, da vergesse man nicht, "v. Hellwald, Amerika in Wort und Bild" hinzuzufügen. Man wird es nicht zu bereuen haben!

Praktische Mittheilungen für den Haushalt.

Die Wäsche.

Jungen Hausfrauen, denen eigene Erfahrung oder die Unterstützung sachkundiger Personen mangelt, möge dieser Artikel als praktischer Hinweis zum steten Gelingen einer tadellosen Wäsche, sowie zur Erhaltung des Leinenvorrathes dienen. Ein schlechtes Wäschverfahren, vor Allem die Anwendung scharfer ägender Mittel, führt die Wäsche, wie gut und gediegen sie auch in ihrer Beschaffenheit sei, zu schnellem Verfall und in Folge dessen zu kostspieliger Neubeschaffung. Bei Befolgung nachstehender Rathschläge — Resultate langjähriger Praxis — und auch bei sorgfamer Ueberwachung des Wäschprocesses wird man jenem Uebel entgegentreten.

Neu einzurichtenden Haushaltungen dürfte eine Aufführung der gebräuchlichen Wäschgeräthe, sowie ein Hinweis auf das benötigte Material zum Wäschen, wie beides etwa für einen städtischen Haushalt mittlerer Verhältnisse und bei einer Wäscheanhäufung von 5—6 Wochen erforderlich ist, willkommen sein.

Geräthschaften.

Zum Aufbewahren der unreinen Wäsche: 1 viereckiger Deckelkorb aus Weidengeflecht, 1 hölzerne Wäschtruhe oder 2 tonnenförmige Deckelkörbe aus Strohz- und Weidengeflecht; ferner 2 Bütteln oder Zober von etwa 80 Cent. Höhe, 60 Cent. Durchmesser zum Einweichen, Spülen u.; 1 ovales Wäschfaß (100—110 Cent. lang) nebst Wäschbock zum Aufstellen des Faßes, 1 zweites ovales Wäschfaß, 60 Cent. lang, 1 Füllsäcken, 2 Wassereimer, 1 Wäschkelle, 2 eckige Wäschkörbe nebst Korbtüchern für Rollwäsche, 1 kleinerer ovaler Korb für Plättwäsche, 2 Wäschleinen von grauem oder weißem Hanf à 40 Meter, 3 Rolltücher, einige Schot Budentlammern, 1 Plättbrett nebst Plättböcken, 1 Plättleinen nebst zwei Volzen aus Schmiedeeisen; 2 Toll- oder Brennscheeren, 1 Bringmaschine. Da in den meisten städtischen Hauereinrichtungen Wäschtüchen und somit auch Kessel vorhanden sind, unterbleibt die Erwähnung derselben; wo solche mangeln, ist selbstredend die Anschaffung kupferner Kessel von 10—12 Eimer Inhalt bedingt. Der besseren Conservirung von Klammern und Leinen wegen seien hierzu Säcken empfohlen, ferner erfordert die Ordnung: einen Plättleinenüberzug, Stärkebeutel, Flaubeutel, Plättbrettbezüge aus Gifflon und einen Einprenger.

Die Wäschgefäße aus Buchen- oder Tannenholz müssen mit Eisenreifen umlegt und außen mit Oelfarbe angestrichen sein. Einbrennen der Ramenschiffen ist zu empfehlen. Ein lästiges Vorkommnis bei den Holzgeräthen ist einerseits das Zusammenrotten (spackig werden) bei zu trockenen Aufbewahrungsräumen oder im entgegengekehrten Falle das Faulen und Worschen der einzelnen Faßbauben und Böden; Wäschgefäße aus Zinkblech sind daher neuerdings mit Recht in Aufnahme gekommen. Ist auch die Anschaffung kostspieliger als die der Holzgeräthe, so empfiehlt sie sich dennoch jenen Mißständen gegenüber.

Material zum Wäschen.

Etwa 1 Kilo gelbe Faß- oder Schmierseife oder einige Stück "Sinclair-Seife" (englische Seife) zum Einweichen der Wäsche; 2 Kilo oder Kiesel trockene harte Talgkern- oder Oberhaarseife zum Wäschen; 1/2—1 Kilo Weizenstärke, Reisstärke, Ultramarin-Blau, sowie Chlor- und Pottasche. (Hieraus bereitet man ein Fleckwasser, indem man beides in einem irdenen Topf schüttet, mit siedendem Wasser übergießt und die Masse zugebeut abkühlen läßt. Die klar geforderte Flüssigkeit wird durch ein Leinentuch gegossen und bis zum Gebrauch in verkorkter Flasche aufbewahrt.) Von der Stückenseife schneidet man 1/2 Kilo oder einen Kiesel in kleine Täfelchen und verkocht dieselben mit etwa 4 Liter Wasser zu einem dünnflüssigen Brei; derselbe wird in eine Schüssel gegossen und, abgekühlt, zum Brühen oder Kochen der Wäsche verwendet (Kessel- oder Schälseife). An sehr harter und trockener Seife werden die Klanten und Ecken beschnitten, damit die Wäschstücke durch sie nicht gequält werden; der Abfall wird als Kesselseife verwertht.

Am Tage vor dem Beginn des Wäschens wird die unreine Wäsche sortirt und eingeweicht. Letzteres muß der Gewohnheit gegenüber, die Wäsche nur am Tage der Arbeit anzufeuchten und sofort zu wäschen, besonders betont werden. Durch das Einweichen lösen sich die in der unreinen Wäsche enthaltenen Fett- und Eiweißsubstanzen; die Wäsche erfordert mithin geringere mechanische Einwirkung zum Reinigen, es wird dadurch Kraft-, Zeit- und Wäscheerhaltung gewonnen. Die fortirte Wäsche wird, nachdem man an der Leibwäsche die linke Seite nach außen gefehrt hat, in folgender Ordnung locker in die Gefäße gelegt: 1. Bütte: Bettlaken, Bett- und Kissenbezüge, Bettdecken, Handtücher, Tischzeug. 2. Bütte: Leibwäsche, Unterwäsche, Herrenoberhemden (oberste Lage). 3. Kleine Wäschwanne: Tisch-

tücher, Kragen, Manschetten, weiße Schürzen, Decken und feine Wäsche stücke. Die gröbere Wäsche, wie Küchen-, Staub-, Lampentücher u. bleibt einseitig ungewaschen; man benutzt später dazu die erste Seifenbrühe des Seifens nach Erledigung der Leibwäsche. Bunte Wäsche, d. h. Kleider, Schürzen, Bettzeug und wollene Sachen werden überhaupt nicht gewaschen. Zwei Stücke der oben erwähnten „Sinclairseife“, die in ihrer Beschaffenheit zum Einweichen von ganz vorzüglicher Wirkung und ohne jeden nachtheiligen Einfluß für die Wäsche ist, werden in heißem Wasser aufgelöst und mit dem im Kessel erwärmten Wasser (10—12 Eimer genügen) durchgerührt. Diese Mischung gießt man lauwarm, niemals heiß, über die Wäsche, wobei man darauf achtet, daß die einzelnen Wäschelagen von der Brühe gut durchtränkt werden. Diese Art des Weichens ist eine vorzügliche; wo indeffen die „Sinclairseife“ nicht zu erlangen ist (in Berlin erhält man sie in der Drogen-Handlung von Schmilinsky u. Hilgenberg, Kronenstr. 36), kann man gleichen Erfolg erzielen, indem man 1 Kilo wiegende Seife in erwärmtem Kesselwasser zergehen läßt, der Brühe 12 Eßlöffel voll Salmiakgeist und das halbe Quantum Terpentinöl zusetzt und die Masse dann lauwarm über die Wäsche gießt. Auch ein Anreiben der Wäsche vor dem Einlegen in die Bütteln ist vielfach gebräuchlich, in diesem Falle wird sie mit klarem Wasser übergoßen.

Wenn irgend angängig, verwende man zur Wäsche nur Fluß- oder Regenwasser, sog. weiches Wasser. Wo solches schwer zu beschaffen ist, schiebe man selbst diese Wäsche nicht; jedes harte, mineralhaltige Wasser erschwert das Waschen, macht die Seife gerinnen und löst schwer oder gar nicht die Fett- und Schweißsubstanzen. Hartes Wasser kann durch Abkochen und durch Zusätze von Soda, Pottasche oder Natriumcarbonat brauchbar gemacht werden, indeffen verfehlen in diesem Falle die Alkalis ihre nachtheilige Wirkung nicht. Und vor jedem ägenden Zusatz, selbst der so vielfach empfohlenen Lauge aus den Seifengeschäften sei dringend gewarnt. Die Tradition berichtet noch heute von dem „schneigen Kinnen“ unserer Urmütter, und doch kannten sie weder Chemikalien noch Maschinen als fördernde Mittel.

So vorbereitet bleibt die Wäsche über Nacht stehen, am Morgen beginnt dann der mechanische Proceß des Waschens. Ob hierzu nun eine der vielen gangbaren Maschinen mit in Anwendung gebracht wird oder nicht, mag ich nicht bestimmen, da hierfür die Meinungen sehr getheilt sind. Sehr unsaubere Wäsche, grobes Zeug mag man wol das erste Mal durch die Maschine säubern lassen, das Reinwaschen, genaue Durchsehen und Anreiben der Fleden bleibt immerhin für die Handwäsche übrig; die feineren Gegenstände von einer Maschine behandeln zu lassen, widerrathe ich entschieden, da ich nach den Versuchen verschiedener Maschinen in einer langen Reihe von Jahren für eine Hauswäsche geringerer Dimension und städtischer Verhältnisse doch immer zur Handwäsche zurückgekehrt bin. (Betreffs Anschaffung einer Maschine, wie überhaupt der erforderlichen Waschgeräte und Plattvorrichtungen wende man sich an die „Fabrik hauswirthschaftlicher Maschinen“ von C. Cohn, Hoflieferant, Berlin C., Leipzigerstr. 88.)

Beim Waschen beginnt man zuerst mit der Leibwäsche, und zwar den Lagen nach zuerst mit den Oberhemden. Die eingeweichten Stücke werden leicht ausgebrückt und das erste Mal links in nicht zu heißem Wasser mit der weißen Stückerseite gut durchgewaschen, das zweite Mal auf der rechten Seite, wobei den Hemdkragen, den Falten, den Stellen unter den Achseln besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Ist eine Partie Wäsche fertig gewaschen, so legt man sie in den mit Wasser gefüllten 2. Kessel, thut einige Löffel oder Hände voll Kesselseife hinein und läßt die Wäsche in dem bis zum Siedepunkt erhitzten Wasser 30—40 Minuten unter häufigerem Umschwenken derselben ziehen, nicht kochen. (Längeres Kochen macht die Wäsche gelb.) Danach nimmt man sie heraus, schüttelt sie in eine inzwischen leer gewordene Bütte, wäscht sie nun das letzte Mal ganz sauber und legt sie, damit die Seifentheile herausziehen, in klarem kaltem Wasser. Auf diese Weise wird der Inhalt jeder Bütte besonders behandelt und fertig gemacht, in gleicher Weise werden die inzwischen eingeweichten groben, dann auch die bunten Sachen gewaschen, doch dürfen letztere nicht im Kessel ziehen, sondern werden das dritte Mal in möglichst heißem Wasser gewaschen.

Besondere Vorsicht ist für das Waschen wollener oder Trikot-sachen zu empfehlen; in heißem Wasser fügen sie leicht zusammen und werden hart. Man thut daher gut, sie in lauwarmem Wasser mit Sinclairseife häufig durchzuwaschen oder in Ermangelung solcher mit Schäl- oder Kesselseife und einem geringen Zusatz von Salmiakgeist. Eine eingehende Besprechung, betreffend das Waschen wollener Gegenstände, brachte der Bazar bereits auf Seite 336, Jahrg. 1881.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaundersien.

Neuer patentirter Douben'scher Badeofen zur Erwärmung durch Gas. Der nebenstehend skizzirte Gasbadeofen wird vom Erfinder als ein Wasserstrom-Heizapparat bezeichnet, er vermag in der kurzen Zeit von etwa 12 Minuten das für ein warmes Bad erforderliche Wasser ausreichend zu erwärmen. Der Apparat beruht darauf, daß das Wasser in feinsten Vertheilung in directe Verbindung mit den dem Brenner entströmenden heißen Gasen gebracht wird. Das Wasser, welches bei A eintritt, rieselt an den Maichen und Wänden des Innenmerkes herunter, erwärmt sich an den ihm entgegenströmenden heißen Gasen und sammelt sich alsdann unten in einem Trichter, von wo aus es bei B direct austritt, um zur Verwendung zu gelangen. Durch die oberhalb angebrachte Sprengvorrichtung wird den Gasen, bevor sie zu den Abzugscanälen gelangen, der letzte Rest Wärme entzogen, resp. solcher dem Wasser zugeführt. Aus dieser Disposition ergibt sich der schnelle, bisher von keinem ähnlichen Apparat erreichte Heizeffect bei minimalem Gasconsum, sowie der Vortheil, daß der Apparat im Zimmer weder Wärme noch Geruch verbreitet. Die



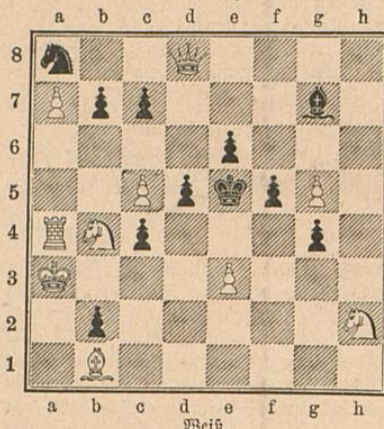
damit verbundene Bequemlichkeit, zu jeder Tages- oder Nachtzeit (ohne vorherige Vorbereitungen durch die Diensthöfen) sich sein Bad selbst in wenigen Minuten bereiten zu können, macht den Douben'schen Badeofen zu einem sehr empfehlenswerthen, der sicherlich eine weite Verbreitung finden wird. Die Ausfertigung ist gefällig und die Ausführung eine durchaus solide. Der äußere Blechmantel des Ofens ist aus kupferartig lackirtem Blech gefertigt, während das zum Innenwert verwendete Material ganz aus Kupfer besteht; der Gasconsum stellt sich für die Herstellung eines Bades auf etwa 15—20 Fennig. Der Douben'sche Gasbadeofen hat eine Höhe von etwa 70 und einen Durchmesser von ungefähr 32 Cent.; derselbe erhitzt pro Minute 15 Liter Wasser von 10 auf 28° K. (nach Angabe des Erfinders) und ist im Magazin des königl. Hoflieferanten C. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, zum Preise von 120 Mark vorräthig. Specielle Beschreibung und Gebrauchsanweisung wird von der vorbezeichneten Firma kostenfrei verandt.



Schach.

Aufgabe Nr. 134.

Von E. Verbrond. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 132 Seite 224.

- Weiß.
1. c 2 — c 3.
Schwarz.
1. Dc1b2.
Weiß.
2. D. T. S. oder c 3 — c 4 matt.

Aufgabe Königszug.*

Es	flü-	tert	In	wel-	ist	ei-	ne
lein.	dam-	in	de	ten	Das	Wind;	trau-
al-	in	ri-	Stun-	Blät-	der	de	ri-
sucht	Sehn-	ten	ger	tern	Von	Kun-	ge
Flam-	men	glüh-	sel-	zu	zwei-	Her-	zen.
de	Ver-	gen	in	sam-	mer	en	mein
bern-	Echein.	Zwei	ten	men,	sich	nim-	Kind.
Is-	sant	ein-	leuch-	Zu	den	fan-	Sie

* Im Schachspiel darf bekanntlich der König von demjenigen Felde, auf welchem er steht, immer nur nach einem der unmittelbar anstößenden Felder ziehen und zwar in gerader oder in schräger Richtung. Die obige Aufgabe ist mit Hilfe des Königszugs zu lösen.

Rösselsprung-Aufgabe.

Men-	sten	rüh-	D	herz,	zum	nicht	be
ie	rüh-	sch-	er-	ret	glüht,	das	ran,
weiß-	ges	Ma-	ret,	fromm	da-	Lie-	nicht
ein	liebt.	tes	jun-	in	wol-	Den	ist's
rund	ent-	Herz	ge-	Plätz-	ein	ist	Für-
Wenns	still	Ein	lösch	dem	wahr,	So	Got-
un-	den-	than.	gend	fun-	chen	aus,	es
Wo	ir-	ten	Er-	nicht	auf	tes-	gibt,

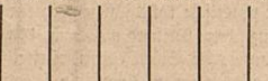
Auflösung des Stern-Arithmogriphs Seite 240.

„Der Bettelstudent.“

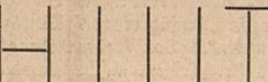
- | | |
|--------------|--------------|
| I. Daphne | IX. Lerche |
| II. Clegie | X. Stunde |
| III. Rosine | XI. Fraube |
| IV. Büchse | XII. Undine |
| V. Emilie | XIII. Devise |
| VI. Themse | XIV. Gemeute |
| VII. Thibbe | XV. Nymphe |
| VIII. Epoche | XVI. Fiedge. |

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32 Seite 240.

Man nimmt 6 Streichhölzer und ordnet sie senkrecht wie folgt:



Dann fügt man wagerecht 3 Streichhölzer hinzu, wodurch folgende Figur entsteht:



Es zeigt sich nun huit (8).

Auflösung des Nebus Seite 240.

Unaufhaltsam entleert die Zeit.



Haushalt und Küche.

Fr. L. in W. Kartoffelgerichte in reichster Auswahl (238 Recepte) finden Sie beschrieben in dem Büchlein „Kartoffel-Küche“ von Sophie Roberts, Verfasserin des „Praktischen Koch- und Wirthschaftslehres“, Verlag von Barth u. Schirmer in Dresden. Zur Erledigung Ihrer zweiten Frage entnehmen wir dem Büchlein das Recept zu „Kartoffelpasteten mit übrig gebliebenem Eiweiß“. Rohe geschälte Kartoffeln werden in Scheiben geschnitten, gewaschen, gebrüht und, nachdem sie abgetropft sind, mit zwei geriebenen, in Butter gedämpften Zwiebeln und nur wenig Wasser fest zugebedt auf schwaches Feuer gestellt und langsam weich gekocht, wobei das Wasser ganz verdampfen muß. Wenn die Kartoffeln gar sind, zerdrückt man sie, gießt etwas heiße Milch dazu, treibt sie durch ein Haarsieb, gibt zu 1 Liter Kartoffeln 4 Eßlöffel saure Sahne und den feinen Schaum von 4 Eiweiß. Nachdem die Masse mit dem nöthigen Salz abgeschmeckt ist, fällt man sie in kleine mit Schmalz ausgeglichene Formen und bäckt die Pastetchen bei gelinder Hitze strohgelb. — W. G. in Z. Ihrer Bitte nach einem Recept für Spritzkuchen mit Mandeln ist Frau J. E. W. wie folgt nachgekommen: „190 Gramm süße und 10 Gramm bittere Mandeln werden gebrüht, abgezogen und fein gestoßen; 1/2 Schote Vanille schneidet man in kleine Stücke und bringt diese mit 1/2 Liter Milch langsam zum Kochen, hebt die Casserole vom Feuer, läßt die Milch fest zugebedt langsam kalt werden und seigt sie dann durch. Dann bringt man die Milch mit 75 Gramm Butter, den gehackten Mandeln und einem Stückchen Zucker wieder zum Kochen, gibt 190 Gramm mit etwas kalter Milch glatt gerührtes Kartoffelmehl hinzu und brennt es auf gelindem Feuer unter Rühren ab, bis die Masse sich von der Casserole löst, und rührt, so lange der Teig noch heiß ist, 6 zerquirte Eier hindurch; 135 Gramm Butter rührt man mit 5 Eigelben recht schäumig, rührt dann 30 Gramm feines Mehl, 1 Prise Salz und den feinen Schaum der 5 Eiweiße hinzu, rührt diese Masse gut unter den abgetraunten Teig, gibt ihn in die Sprige und bäckt die Kuchen in heißem Schmalz gar und schön goldbraun, worauf man sie, mit Vanillezucker bestreut, recht heiß servirt. Auch kann man die Spritzkuchen auf gutem Butterblech im Ofen baden und überpinselt sie, wenn sie gar sind, mit Vanille-Glatur, worauf man sie im geöffneten Ofen rasch trocknen läßt.“

Kosmetik und Gesundheitspflege.

U. M. Wir kennen die Zusammensetzung von Atkinson's American Vegetable Hair Restorative nicht. Da bisher aber alle unter dem Namen Hair Restorative verlaufenden angebliehen Haarfärbemittel Weisalse enthalten, ist zu vermuthen, daß das in Rede stehende Mittel davon keine Ausnahme machen wird. Jedemfalls rathen wir von dem Gebrauch abzuweichen. — F. in H. Man besendert die Stirnlocken vor dem Brennen mit Quittenscheim. — L. Z. Mit dem ausgepressten Saft der grünen Ballmushäfen können die vorher (durch Waschen mit Potaschelösung und Nachspülen mit Wasser) entsetzten Haare direct gefärbt werden. Leider gibt es bisher kein Mittel, durch welches der Saft oder Auszug aus frischen Ballmushäfen sich conserviren läßt. Durch den Luftaustritt scheidet der Saft unlösliche braune Farbsubstanz ab, die sich nicht wieder auflösen oder sonst wie zum Haarfärben benutzen läßt. Die üblichen künstlichen Kosmetica, welche angebliehen aus MUSHÄFEN bereitet sind, sind daher auch überflüssig und unbrauchbar; die meisten haben übrigens nur den Namen von den MUSHÄFEN geliehen. Todte Haare kann man auch mit Aufkochen von grünen Ballmushäfen und Blättern färben; näheres darüber finden Sie im Bazar Jahrg. 1876, S. 310. — Fr. B. in Z. — U. Z. in C. — Fr. H. F. u. i. w. Wir sind nicht mehr im Besitze der Adresse, haben auch weder das Recept noch das Mittel selbst zur Prüfung auf seine Unschädlichkeit erhalten. Es darf wol angenommen werden, daß es mit der Selbstlosigkeit der angebotenen Hilfe nicht weit her war, daß dahinter sich vielmehr irgend ein Händler mit einem landläufigen Geheimmittel gegen Sommerprossen verbirgt, der unsere Gutwilligkeit mißbrauchen und unsere Verleumdungen täuschen wollte. — Abonn. in W. Wir haben das eingebenete kosmetische Mittel, Glycerin-Crème von G. Lüthauer, untersucht lassen. Ihre Klagen, daß das Mittel, auf die Haut gebracht, neuerdings Brennen und Rötung verursache, sind vollkommen gerechtfertigt, denn das verwendete Glycerin erwies sich als ein durchaus schlecht gereinigtes, was am wenigsten ein diplomirter Apotheker als Kosmetikum aus der Hand geben sollte. Außer Glycerin enthielt das Mittel feines weißes Talkpulver.

Wäsche, Garderobe und Schmuck.

B. M. G. Zur Herstellung heller Modifarben auf Strohhüten wird in den Berliner Industrieblättern folgende Anleitung gegeben: Auf gelöschtem Stroh erhält man dergleichen Modifarben mittelst Alaun und ganz wenig Blauholzbrühe. Bei völlig weißem Stroh würde auch etwas Gelb- und Rothholzbrühe mit verwendet werden müssen, aber nur sehr wenig. Gewichtsverhältnisse lassen sich bei ganz hellen Modifarben nicht wol angeben, da schon die Farbe des Rohmaterials eine Rolle spielt. Durch Versuche im Kleinen unter vorräthiger Nach- und nach-Zugabe der Farbstofflösungen ist die gewünschte Nuance un schwer zu erreichen, namentlich wenn sich der die Versuche Anstellende mit seinem Materiale eine Anzahl ganz heller Blauholzfarben hergestellt und dann mit den gelb- und rothfarbenen Substanzen vorräthig niancirt. Vor Allem darf die Grundfarbe nicht zu dunkel sein; in diesen Fehler wird der Versuchende leicht verfallen.

Verstehedenes.

Fr. v. L., Bremen. Unter den verschiedenen Erdbeervorten ist die von Herrn W. Vetter's in Dresden gezogene und ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen stark begehrte echte Mammuth-Erdbeerpflanze hervorzuheben wegen ihrer Größe und ihres Wohlgeschmacks; sie gilt als eine der ertragfähigsten und wohlsmekendsten Sorten und ist daher Gartenfreunden zu empfehlen. — W. Z., Wien. 1. Lampenschirm: Luruspapierfabrik von R. Fadderjahn, Berlin, Ritterstr. 16. 2. Stickerunterlagen für Canovaschneider, altdenische Muster in Kreuzstichdruck bei C. A. König, Jägerstr. 23. C. Schmidt, Friedrichstr. 78 und D. Krappe, Leipzigerstr. 129, sämtlich in Berlin. 3. Leinwand, Kaffeelücher und Servietten mit Verdüren, Handtücher u., sowie 4. goldbrochirte Decken (Jacquard-Gebebe) von F. V. Grünfeld, Landesstr. in Schlesien. 5. Montirte Nouveautés in Sachets, Arbeitstüchlein, Tintenzuge in Wäsche u.: C. A. König, Jägerstr. 23, C. Schmidt, Friedrichstr. 78 und D. Krappe, Leipzigerstr. 129.

Aufgaben.

- 1) Woher erhält man frische Cypressenfrüchte? Der Saft derselben wird gegen das Ausfallen der Haare empfohlen. U. M. in Catania.
- 2) Wo kann man das Anfertigen von Papierblumen auf die beste, sicherste und schnellste Art erlernen? U. W. in München.

Zur Herbst-Saison.

Allen Putzgeschäften und Putz-Modistinnen sei als bewährtes Fachjournal bestens empfohlen

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(NEBEN-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODENJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 M

Inhalt:

Colorirte Hutbilder

Colorirte Hutköpfe

(à 6—7 Modelle).

(3/4 Lebensgröße).

Colorirte Costümbilder

Tableau's mit Hauben,

à 2—3 Figuren.

Lingeries etc.

Quartals-Abonnements werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern versendet auf Verlangen direct, gratis und franco die Verlagshandlung, Berlin W., Wilhelmstrasse 46/47.